

Aufsätze und Bücher

1. Philosophische Gesamtdarstellungen.

Erkenntnislehre und Metaphysik. Religions- und Kulturphilosophie

La crise de la raison dans la pensée contemporaine (Recherches de Philosophie, 5). 8^o (217 S.) Brügge 1960, Desclée. 150.— bFr. — Das Buch enthält fünf nur lose zusammenhängende Beiträge zu dem gemeinsamen Thema. Das zentrale Thema selbst behandelt *Stan. Breton* in der bei weitem umfangreichsten Abhandlung (117—206). Er gibt eine tiefeindringende Analyse der heutigen Krise des Denkens. Die Krise ist ein Bruch mit einer Denkwelt, die sich bisher als selbstverständlich gab (120). Das zeigt sich nicht nur in dem Mißtrauen gegen alle großen Synthesen (125 f.), sondern vor allem in der Haltung den Prinzipien gegenüber; sie sind nicht evidente und notwendige Sätze, sondern nur konventionelle Annahmen oder im besten Fall Imperative für den Denkvollzug; so fordert etwa das Identitätsprinzip die Konstanz des Geistes bei den angenommenen Definitionen (140). Weiter zeigt sich die Krise in dem Infragestellen jedes Absoluten (173). Der tiefere Grund der Krise scheint B. in der Überbetonung der Freiheit des Geistes zu liegen, die allerdings in den verschiedenen Richtungen keineswegs gleich aufgefaßt wird (177). Gemeinsam ist jedenfalls allen die Abneigung gegen jede apriorische und darum endgültige Festlegung; alle Annahmen sollen stets nur vorläufigen Charakter haben und späterer Berichtigung offenstehen. — Neben der Abhandlung von Breton verdient vor allem die Arbeit von *Roger Verneaux* über das Prinzip vom zureichenden Grund (39—60) Beachtung. Seine zunächst befremdende These besagt, daß dieses Prinzip, insoweit es über das Widerspruchsprinzip einerseits, das Kausalitäts- und Finalitätsprinzip andererseits hinausgeht, ein Erbe des Rationalismus von Leibniz und Wolff ist und nicht nur der Evidenz entbehrt, sondern einfachhin falsch ist. Die Begründung ist diese: Die Frage nach dem Grund (raison) ist dem diskursiven Verstand (raison) zugeordnet und fordert ein Hinausgehen über das jeweils Gegebene in der Richtung auf ein Früheres, ein Prinzip; es ist aber ein Widerspruch, daß das erste Prinzip wiederum ein Prinzip haben soll (49). Das Prinzip vom Grund kann also nicht ein allumfassendes Seinsprinzip sein; der Bereich seiner Gültigkeit, insofern es vom Kausalprinzip verschieden ist, ist das Verhältnis des Wesens zu seinen Eigenschaften (propriétés), die aus ihm notwendig hervorgehen (découlent). Die Kritik V.s deckt sich zum Teil mit den Bedenken, die der Rez. in seinem Buch *La pensée et l'être* (149—151) dargelegt hat. Sie enthält jedenfalls die berechtigte Forderung, den Begriff des „Grundes“ genauer zu bestimmen. Es dürfte aber doch eine Deutung dieses Begriffes möglich sein, die dem Prinzip vom zureichenden Grund als allumfassendem Seinsprinzip einen berechtigten Sinn beläßt. — Die übrigen Beiträge sind: *Edm. Barbotin*: *Qu'est-ce qu'avoir raison?* (13—27), *Jean Trouillard*: *Raison et négation* (29—38), *Dom. Dubarle*: *Esquisse du problème contemporain de la raison* (61—116).

J. de Vries

Loewenstein, Alfr., *Das Erlebnis. Der Mensch zwischen Wirklichkeit und Idee*. kl. 8^o (141 S.) Stuttgart 1962, Kohlhammer. 14.80 DM. — Das Thema des schmalen Bandes ist das „metaphysische“ Erlebnis, das aus dem Bereiche des Biologischen, Psychologischen und Existentialistischen herauszuheben sei. Es spielt eine „entscheidende Rolle in dem Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Idee“ (11 19), es ist, wie schon bei Nietzsche, um der „Idee“ willen da (21), sein „Gegenstand“ ist die Idee, und sein Sinn, die Idee zu verwirklichen, d. h. sie „in Leben und Gestaltung“ herabzuziehen (21 25 31). Denn nur „ideenbezogene Wirklichkeit“ ist sinnvoll, in der Idee liegt die „Bedeutung“ der Wirklichkeit (35). Die Frage nach der Geltung der Ideen beantwortet sich relativ einfach: „Das Erlebnis ist stets der Versuch, die Identität zwischen Wirklichkeit und Idee herzustellen. Daraus folgt,

daß das Erlebnis der Idee auch das Erlebnis ihrer Wahrheit ist“ (49). Freilich wird solches Erleben als „metaphysisches“ nie den Bereich intuitiven Glaubens überschreiten, da alle Metaphysik nicht exakt und zwingend sein kann, sondern ebenso gut Glaubensbekenntnis wie Weltanschauung ist (131). Was wir erleben, ist, so darf man wohl akzentuieren, „die konstitutive Kraft der Idee“ (137) und zugleich deren Möglichkeit, in der Wirklichkeit Gestalt anzunehmen. Wir sind die Hüter „zweier scheinbar getrennter Welten“, und ihre Begegnung wird uns zum „Erlebnis“ (141). — Im einzelnen analysiert der Verf. diese „metaphysische“ Bezogenheit von Idee und Wirklichkeit an den Erlebnissen der „Menschheit“, der Natur, des Religiösen, der Gemeinschaft, Freundschaft und Liebe u. a., immer in der Überzeugung, daß erst der „ideenbewußte“ Mensch den Sinn des Menschseins erfülle. — Es ergeben sich dabei viele interessante und auch wissenschaftlich auswertbare Einsichten. Nur scheint die Terminologie oft zu eigenwillig (z. B. „das Gläubige“ als Urphänomen im gegenständlichen Sinne), wie überhaupt die Sprache nicht frei von Unausgeglichheiten ist, bis ins Orthographische hinein (z. B. Verzicht auf sonst übliche Zusammenschreibungen).
H. O g i e r m a n n

Schumacher, Jos., Philosophie und Philosophieren für Naturwissenschaftler (Studium universale). 8^o (136 S.) Freiburg 1963, Alber 12.80 DM. — Das Büchlein ist aus einem Seminar des Freiburger Medizingeschichtlers Sch. hervorgegangen und gibt nach Stenogramm bzw. Bandaufnahmen das von ihm in den Seminarstunden Gesprochene wieder. Sch. will die Mediziner und Naturwissenschaftler auf die Bedeutung philosophischer Fragestellungen für ihre Wissenschaften hinweisen. „Wir müssen uns auf uns selbst besinnen . . ., wenn wir erfahren wollen, wie es mit dem Wahrheitsanspruch der Einzelwissenschaften steht und wie sie in ihrer Verschiedenheit mit dem Menschsein überhaupt zusammenhängen“ (116). Da jede Wissenschaft ihren Bereich ganz selbstverständlich als ein „Seiendes“ ansetzt, ist sie an das Verständnis dessen, „was ist“, gebunden — und damit an die Philosophie. Im einzelnen zeigt der Verf. dies im 1. Abschnitt (13—50) durch philosophiegeschichtliche Erwägungen, im 2. Abschnitt (51—102) insbesondere durch eine Begegnung mit der Philosophie Kants. So weist er überzeugend nach, daß die Wissenschaften philosophische Grundlagen haben und daß sie „nicht die Begründungsinstanz für das menschliche Dasein bilden und demgemäß keine Antwort auf die letzten Dinge geben können“ (118). Trotzdem kann man bezweifeln, ob es dem Verf. gelingt, bei den Naturwissenschaftlern Achtung für die Philosophie zu wecken. Wenn alle Antworten der Philosophen derartig problematisch erscheinen und der in den Mittelpunkt gestellte Kant selbst als einer Grundhaltung des Denkens verhaftet bezeichnet wird, von der mit Heidegger gesagt wird, daß sie aus der Seinsvergessenheit hervorgehe (80), wird der Naturwissenschaftler sich dann ermutigt fühlen, sich der Philosophie zuzuwenden? — Druckfehler, die wohl auf falsche Übertragung vom Band zurückzuführen sind: S. 16 Z. 20 lies ‚gleichzeitig‘ statt ‚gleichzeitig‘, S. 69 Z. 12 v. u. ‚Sinne‘ statt ‚Dinge‘, S. 100 Z. 2 ‚Parallelenaxiom‘ statt ‚parallele Axiom‘, S. 119 Z. 14 ‚uns unbekannt‘ statt ‚uns bekannt‘. Auch an anderen Stellen fragt man sich, ob der gedruckte Text wirklich die Gedanken des Verf. wiedergibt (z. B. S. 100 Z. 3—13).
J. d e V r i e s

Ritter, Joach., Die Aufgabe der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft (Schriften der Ges. z. Förderung der Westfälischen Wilhelms-Univ. zu Münster, 51). 8^o (34 S.) Münster 1963, Aschendorff. 2.— DM. — Die, obwohl aus einem Vortrag hervorgegangene, recht schwierig geschriebene Abhandlung geht von der Krise der Universität in ihrer auf Humboldt zurückgehenden deutschen Form aus. Nach Humboldt sollte die Universität durch Pflege einer zweckfreien, nicht auf praktische berufliche Anwendung abzielenden Wissenschaft echt menschliche Bildung vermitteln. Dem steht die Notwendigkeit einer Fachausbildung gegenüber. Die Naturwissenschaft versteht sich seit mehr als 100 Jahren nicht mehr als zweckfreie „Theorie“ im Sinne des Aristoteles, sondern in der Zuordnung zur technischen Praxis. Durch die Humboldtsche Zielsetzung wird sie überfordert. Die Geisteswissenschaften, die sich im 19. Jahrhundert allmählich ihren Platz an den Universitäten erkämpft haben, können der Philosophie behilflich sein, die falsche Entgegen-

setzung von reiner Theorie und auf bloß praktische Anwendung ausgerichteter Fachausbildung zu überwinden. Sie sind nicht technisch verwertbar und stehen insofern auf der Seite der „Theorie“. Aber sie haben doch eine wichtige Funktion im Dienst der modernen Gesellschaft, nämlich ihre Abstraktheit und Geschichtslosigkeit auszugleichen (28). Entgegen Humboldts Idee einer in „Freiheit und Einsamkeit“ gegenüber der Gesellschaft abgeschirmten Wissenschaft sind die modernen Wissenschaften Bedingung und Voraussetzung der modernen Gesellschaft. Das gilt sowohl von den Natur- wie von den Geisteswissenschaften, wenn auch in jeweils verschiedener Weise (32).

J. de Vries

Scritti filosofici 1 (Archivum Philosophicum Aloisianum, ser. 4, 1). gr. 8^o (268 S.) Mailand 1961, Marzorati. 2200.— L. — Die Philosophische Fakultät von Gallarate, bekannt durch die alljährlichen Convegni di Gallarate, beginnt mit diesem starken Heft eine 4. Reihe ihrer Veröffentlichungen, die im Unterschied zu den bisherigen 3 Reihen (1. Studien über den Neothomismus, 2. größere Monographien, 3. Übersetzungen zeitgenössischer philosophischer Werke) weniger umfangreiche Arbeiten der Professoren des Instituts in gelegentlich erscheinenden Bänden zusammenfassen soll. Das Heft führt die Reihe gut ein; es enthält wertvolle Beiträge zu vielerörterten Fragen. So zunächst den Aufsatz von Pietro Cardoletti: Che cosa può dire il filosofo intorno alla pura natura dell'uomo (31 bis 50). Es geht dem Verf. nur darum, die eigentlich philosophische Fragestellung genauer herauszuarbeiten. Die Frage nach der „bloßen Natur“ (natura pura) mit Ausschluß alles Übernatürlichen ist nicht die eigentlich philosophische Frage, sondern die Frage nach der „absolut betrachteten“ Natur (De ente et essentia c. 4), die von jedem besonderen, konkreten Zustand der Natur absieht, aber doch die Möglichkeit der übernatürlichen Erhebung (potentia obedientialis) mit sich bringt. Weiter wird entsprechend De pot. 1,4 unterschieden zwischen dem, was der menschlichen Natur durch die eigenen Kräfte möglich ist, und dem, was ihr nur durch göttliches Wirken möglich wird; nur letzteres ist übernatürlich (es wäre wohl hinzuzufügen: auch dieses ist nicht „übernatürlich“, wenn es durch die Naturordnung gefordert ist, wie z. B. das Schöpferwirken Gottes bei der Entstehung der Menschenseele). Zu S. 45 f.: K. Rahner versteht unter dem „übernatürlichen Existential“ nicht die mit der absolut betrachteten Natur notwendig gegebene Möglichkeit übernatürlicher Erhebung, sondern eine nur durch Gottes freies Wirken tatsächlich allen Menschen zukommende Bestimmung und entfernte Eignung zum übernatürlichen Leben. — Carlo Giacom (Intuizione, astrazione e „scintilla rationis“: 51—65) vergleicht die Seinsintuition Rosminis mit der Lehre des hl. Thomas von der vollkommenen Rückkehr des Geistes zu sich selbst und der durch die „scintilla rationis“ gegebenen Einsicht der Prinzipien. — Ins Innerste der Metaphysik führt die Abhandlung von Ant. Fossati: Dialettica dei gradi secondo la filosofia di S. Tommaso (137—216). In der „quarta via“ schließt Thomas von den Graden der Vollkommenheit ohne Vermittlung der Wirkursächlichkeit auf das reale Dasein einer absolut höchsten Vollkommenheit, die „Maß“ der niederen Grade ist. Man wird gern zugeben, daß die Beurteilung der endlichen Vollkommenheiten als begrenzter, nicht die ganze Fülle der betr. Vollkommenheit verwirklichender Grade, den Gedanken einer höchsten Vollkommenheit voraussetzt. Die Frage ist aber, warum diese höchste Verwirklichung als real angenehm werden muß. Wenn Thomas die reale Priorität des Aktes vor der begrenzenden Potenz beweist, so weist er darauf hin, daß die Potenz nur durch etwas, was in Akt ist, aktiviert werden kann, d. h. er beruft sich doch wieder auf die Notwendigkeit einer Wirkursache (S. c. gent. 1,16; vom Verf. zitiert 181 Anm. 6). Der Verf. versucht nun, durch folgenden Text aus De ente et essentia (c. 5) ohne Zurückgreifen auf die Wirkursächlichkeit zunächst die Möglichkeit und aus ihr das reale Dasein der subsistierenden Vollkommenheit zu beweisen: Quaecumque ita se habent ad invicem quod unum est causa esse alterius, illud quod habet rationem causae potest habere esse sine altero. Ohne Zweifel ist in diesem Text nicht ausschließlich von dem Verhältnis der Wirkursache zur Wirkung die Rede, im Gegenteil, Thomas hat an erster Stelle das Verhältnis von „Form überhaupt“ zu „Materie überhaupt“ im Auge. Und doch denkt er nicht daran, aus diesem Satz auf das Dasein reiner Formen zu schließen. Dieser Schluß

dürfte auch schwere Bedenken gegen sich haben. Daraus, daß eine Bedingung der Unmöglichkeit einer subsistierenden Form ausgeschlossen ist (nämlich daß keine unbedingte Abhängigkeit der Form von der Materie besteht), folgt nicht, daß alle Bedingungen der Möglichkeit positiv gegeben sind, oder mit anderen Worten: aus der vergleichsweisen Nicht-Unmöglichkeit folgt nicht die uneingeschränkte Möglichkeit. Nur aus einer solchen könnte aber auf das Dasein der subsistierenden Form geschlossen werden. — Die folgende Arbeit von Mario Viganò (*Numeri e grandezze*: 217—246) wendet sich gegen die Auffassung Maritains von der Wertlosigkeit der mathematischen Naturwissenschaft (der „empiriometrischen“ Wissenschaft) für die Naturphilosophie. — Der letzte Beitrag von Vittorio Marcozzi (*Utensili e razionalità*: 247—262) zeigt, daß nicht jeder Werkzeuggebrauch Kriterium der Vernunft ist. — Vorwiegend historisches Interesse haben die Abhandlungen von Ugo de Mieleles (*Musica e filosofia nel Fedone*: 9—30) und von Mario Beltrami (*Il corpo celeste della fisica tomista*: 67—136). Zu letzterem Thema ist unterdessen eine noch umfassendere Studie von Thom. Litt erschienen: *Les corps célestes dans l'univers de saint Thomas D'Aquin*, Löwen 1963.

J. de Vries

Rossi, Ed., *Die Entstehung der Sprache und des menschlichen Geistes*. gr. 8^o (220 S., 10 Abb.) München 1962, Reinhardt. 15.— DM. — Der Titel des Buches ist mißverständlich; er läßt einen umfassenden Erklärungsversuch der Sprache und des menschlichen Geistes erwarten; in Wirklichkeit geht es nur um gewisse körperliche Voraussetzungen menschlicher Sprache und menschlichen „Geistes“, d. h. menschlicher Geistestätigkeit, insbesondere des Denkens. Es wäre Materialismus, wenn allein aus diesen körperlichen Voraussetzungen Sprache und Denken erklärt werden sollten. Trotz zahlreicher materialistisch klingender Wendungen will der Verf. aber nicht Materialist sein (216). Die einseitige Beschäftigung mit der Erforschung des Kehlkopfes und des Mundes und ihrer Funktionen läßt ihn fast vergessen, daß die Sprache in ihrer Sinnhaftigkeit nicht allein durch das Ringen zwischen innerem Antrieb und Umwelt, Kehlkopf und Mund, Vokalen und Konsonanten erklärt werden kann. Wenn man sich dieser Einseitigkeit der Betrachtungsweise bewußt bleibt, wird man den hohen Wert der aus jahrzehntelangem Studium erwachsenen Arbeit nicht leugnen. Der Philosoph ist geneigt, die Eigenbedeutung der leiblichen Organe für die Sprache zu unterschätzen. R. zeigt demgegenüber die wesentliche Bedeutung anatomischer und physiologischer Gegebenheiten, die dem Menschen allein eigen sind, für das Werden der Sprache; dazu gehört die dicht schließende Stimmritze des Kehlkopfes (27) und dessen tiefere Stellung (30—37 mit Zeichnungen); wegen der hohen Stellung des Kehlkopfes fehlt dem Tier die Bewegungsfreiheit zwischen Mund und Kehlkopf (82). Weiter ist der dicht schließende Mund wesentlich (56 65); erst dadurch ist die Beherrschung des Kehlkopfes durch den Mund, die Beherrschung des Schreiens und die Bildung der Konsonanten möglich (55 75 84). R. zeigt dann an unzähligen Beispielen, daß die Bedeutung der ursprünglichen Wörter keineswegs rein willkürlich ist, sondern daß die Atemhemmung und -enthemmung und die dadurch entstehenden Konsonanten bestimmten Wortbedeutungen naturhaft zugeordnet sind (117—175); in ihnen wird der innere Antrieb auf bestimmte Gegenstände abgestimmt. Allerdings muß R. zugeben, daß keine eindeutige Zuordnung zwischen Laut und Bedeutung besteht, da einerseits in verschiedenen Sprachen verschiedene Lautverbindungen oft die gleiche Bedeutung haben, andererseits dieselben Lautverbindungen oft verschiedene Bedeutungen haben; die Antwort auf den letzteren Einwand, derselbe Buchstabe bzw. Laut könne doch auch verschieden ausgesprochen werden, scheint wenig überzeugend (127 f.). — Ob alle Aufstellungen des Verf. richtig sind, kann der Nichtfachmann nicht beurteilen; jedenfalls machen sie nicht den Eindruck des Spielerischen oder Dilettantischen, und das empfehlende Geleitwort von Arn. Gehlen erhöht das Vertrauen zu den Ergebnissen. Diese haben gewiß auch ihre Bedeutung für die Stimm- und Sprachbildung und die Behebung stimmlicher Schäden (vgl. 63—66).

J. de Vries

Küng, Guido, *Ontologie und logistische Analyse der Sprache. Eine Untersuchung zur zeitgenössischen Universalien Diskussion*. gr. 8^o (VI u. 173 S.) Wien 1963, Springer. 27.60 DM. — K., Schüler Bocheńskis, wendet sich an Philosophen

phänomenologischer und scholastischer Richtung, um sie auf „die grundlegende Bedeutung der logistischen Analyse für die formale Ontologie“ (151) hinzuweisen. Dieser Begegnung von Ontologie und Logistik dienen gute historische und sachliche Einführungen und Hinweise, die über Geschichte, Theorien und Methode der logistischen Schulen unterrichten. Der 1. Teil (20—54) zeigt anhand der Arbeiten von Frege, Russell, Carnap und Tarski die Verdrängung der (zum Psychologismus neigenden) Erkenntnistheorie durch die (logistische) Sprachanalyse. Er erläutert die Vorteile der zweistelligen Abbildungsrelation ‚Zeichen — Bezeichnetes‘; diese zweistellige Relation ist der semantische Rahmen, der die Logistik von der sonstigen Philosophie mit ihrer dreistelligen Abbildungsrelation ‚Zeichen — Bedeutung — Bezeichnetes‘ unterscheidet und ihr den Vorwurf des Nominalismus eintrug. Der 2., zentrale Teil (55—150) behandelt das Universalienproblem. K. untersucht eingehend, was und wie die Prädikatzeichen in den Systemen von Russell, Wittgenstein, Carnap, Leśniewski, Quine und Goodman abbilden. Hier finden sich interessante Gedanken über die auch in extensionalen Systemen vorausgesetzte intentionale Betrachtung und über den Zusammenhang der (logistischen) analytischen Urteile mit den (kantischen) synthetischen Urteilen a priori (72—81 131) sowie eine (sonst seltene) Einführung in Leśniewskis reistisches System (84—104). Immer wieder geht K. der Frage nach dem Nominalismus oder Platonismus der logistischen Sprachen nach; gerade hier kommt er zu klaren historischen Ergebnissen und sachlichen Definitionen: eine (log.) nominalistische Sprache läßt, im Gegensatz zu einer platonischen Sprache, keine Klassenbildung (durch Abstraktion) über den in ihr vorausgesetzten ‚Individuen‘ zu; diese Individuen sind als solche rein formal durch ihre grundlegende Stellung innerhalb des jeweiligen Sprachsystems charakterisiert, unabhängig davon, ob sie Konkretes oder Abstraktes bezeichnen. Ob eine bestimmte Entität nominalistisch oder platonisch aufgefaßt wird, hängt also nur von ihrem Ort im System (als grundlegendes ‚Individuum‘ oder als konstruierte höhere Klasse) ab. — Noch ein Wort zum Anliegen dieses reichhaltigen und anregenden Werks. K.s Grundgedanke ist, daß jedes logistische System Ausdruck einer formalen Ontologie ist, die es herauszuarbeiten gilt. „Das Übersetzen von der natürlichen in eine logistische Sprache, die logistische Analyse der Sprache, beinhaltet im Falle jeder einzelnen Aussage eine bewußte ontologische Stellungnahme“ (8 f.). Daher können nach K. logistische Systeme eine Anregung und ein wertvolles Hilfsmittel für den Ontologen sein. — Die zweistellige Abbildungsrelation ‚Zeichen — Bezeichnetes‘ ist gewiß annehmbar, solange sie nur als methodische Abstraktion und Vereinfachung gebraucht wird; wird aber, wie bei Russell, der Bereich der Bedeutungen ausdrücklich geleugnet, wird also aus dem technischen Hilfsmittel der Logistik ein philosophischer Wahrheitsanspruch abgeleitet, so ist die zweistellige Relation ungenügend. K. scheint diese zwei Möglichkeiten, die Abbildungsrelation aufzufassen, nicht scharf genug voneinander abzusetzen. Richtig ist jedoch, daß die zweistellige Relation nicht notwendig zum Nominalismus führt; so nimmt Russell abstrakte, ‚platonische‘ Entitäten (mindestens die der Ähnlichkeit) an. Leider definiert K. Nominalismus und Platonismus, die er von Anfang an erwähnt, erst im letzten Drittel des Werkes (112 f. 119—122); die gewonnenen logistischen Bestimmungen decken sich nämlich nicht mit den üblichen erkenntnistheoretischen Definitionen. So können die grundlegenden Individuen, auf die sich ein logistisch-nominalistisches System beschränkt, sowohl ideale oder abstrakte Entitäten (z. B. Farbqualia, sogar Klassen) wie auch einzelne empirische Dinge oder Eigenschaften sein (nur im letzteren Fall handelt es sich auch um einen erkenntnistheoretischen Nominalismus); bei Russell sind z. B. Farbqualia Individuen und konkrete Dinge Klassen. Logistischer und erkenntnistheoretischer Nominalismus bzw. Platonismus fallen auf Grund der verschiedenen Fragerichtung der zwei Wissenschaften nicht zusammen, wenn auch faktisch viele (log.) nominalistische Sprachen zu einem erkenntnistheoretischen Nominalismus neigen; dies zeigt, daß sich die Erkenntnistheorie doch nicht in formale Analyse der Sprache auflösen läßt. Sehr wertvoll ist es, daß K. die logistischen Sprachen über ihren vordergründigen Konventionalismus hinaus auf die in ihnen aufscheinenden ontologischen Ansichten befragt. Da aber kein logistisches System seine eigenen ontologischen Implikationen begründen kann, die Entscheidung des Logistikers für eine bestimmte Ontologie vielmehr vor-logistisch ist, werden in der

Logistik nicht, wie K. gelegentlich sagt, „zentrale philosophische Fragen entschieden“ (157), sondern nur Standpunkte mit ihren formalen Konsequenzen in großer Klarheit, aber ohne Beweis, dargestellt. — Ein paar Kleinigkeiten: S. 17: 1911 (nicht 1912) kommt Wittgenstein nach Cambridge; der Gedanke, daß „Ontologie in der Logik der Sprache zum Ausdruck komme“ (32), ist bei Wittgenstein nicht vernachlässigt, sondern geradezu zentral (z. B. Tract. 2.17 5.4711 5.511 6.13); die Stellenangaben 132 A. 4 und 133 A. 1 wie die entsprechende Literaturangabe sind mangelhaft.

Kl. Riesenhuber

Ferré, Ferd., *Language, Logic and God*. 8^o (XII u. 182 S.) London 1962, Eyre and Spottiswoode, 15.— Sh. — Der Verf. will vor allem einen Überblick geben über die verschiedenen Antworten, die von den Vertretern der „analytischen Philosophie“ auf die Frage nach dem Sinn der theologischen Sprache gegeben werden; diesen Zweck erfüllt das Buch ausgezeichnet. Gegenüber der zuverlässigen Berichterstattung tritt die eigene Stellungnahme sehr zurück; außer gelegentlich eingestreuten kritischen Bemerkungen dient ihr nur das kurze Schlußkapitel. F. vermeidet mit Bedacht den Ausdruck „Positivismus“ und unterscheidet zwei Richtungen der analytischen Philosophie: die auf dem Verifizierungsprinzip beruhende (Verificational) Analysis und die „funktionale Analysis“, die das Verifizierungsprinzip als Grenze aller Sinnhaftigkeit sprachlicher Formen ablehnt. Die erstere Art geht auf den „Tractatus“ des frühen Wittgenstein, die letztere auf die „Logischen Untersuchungen“ des späten Wittgenstein zurück. In der letzteren Auffassung wird nicht bloß die mehr oder weniger künstliche Sprache der Wissenschaft, sondern vor allem die Umgangssprache berücksichtigt, die ein gewachsener Organismus ist. Ihre Bedeutung wird durch ihren mannigfachen Gebrauch gefunden. Bei Beschränkung der Wortbedeutungen auf das empirisch Verifizierbare muß die Sprache des Glaubens und der Theologie natürlich als sinnlos erscheinen; als Vertreter dieser Auffassung werden genannt: A. J. Ayer, J. L. Mackie, J. N. Findlay, A. G. N. Flew und andere. Die Kritiker dieser Art von Sprachanalyse weisen darauf hin, daß in ihr die Bedeutung mancher Ausdrücke (wie „Tatsache“, „Erklärung“, „Paradox“, „Notwendigkeit“) willkürlich von vornherein eingeengt werde. Wenn dagegen die funktionale Analyse ihrem Prinzip nach richtig angewandt werde, müsse sie den Sinn theologischer Ausdrücke vom Sprachgebrauch der Theologen (bzw. der Gläubigen) her bestimmen. Für diesen Sprachgebrauch sind bestimmend: die „Logik der Analogie“, die „Logik des Gehorsams“ und die „Logik der Begegnung“, die von der religiösen Erfahrung ausgeht. Diesen „Logiken“ widmet F. darum drei Kapitel. Die Vertreter der funktionalen Analyse beurteilen den Sprachgebrauch der Theologen allerdings sehr verschieden. Einige wollen ihn als Mißbrauch der Sprache erweisen; andere wollen zeigen, daß die theologische Sprache bedeutsame Funktionen hat; wieder andere erkennen nur einen einzigen rechtmäßigen Gebrauch der theologischen Sprache an, z. B. nur den Ausdruck der Verehrung oder bestimmter religiöser Erfahrungen. Gegenüber solchen Verengungen tritt F. selbst im letzten Kap. für eine „vielfache Logik des Theismus“ ein. Mit Recht lehnt er alle Deutungen der theologischen Sprache ab, die jede theoretische Bedeutung aus ihr ausschließen wollen. Die theologische Sprache bezieht sich auf „metaphysische Tatsachen“, die in einem begrifflichen System zusammenhängend dargestellt werden. Widerspruchslösigkeit genügt für ein solches System nicht, auch nicht, daß es einige Erfahrungen ungezwungen deuten kann, sondern es muß aller Erfahrung angemessen sein. Aber eine „Wahl“ zwischen verschiedenen derartigen „Modellen“ erscheint doch notwendig; jenes Modell wird schließlich angenommen, das der Realität am nächsten zu kommen scheint (most true to reality) (166). — Zu einer logisch hinreichenden Rechtfertigung der theologischen Sprache gelangt F. deshalb nicht, weil seine Kenntnis der „Logik der Analogie“ wesentliche Lücken aufweist. Auch aus seiner Darstellung der „funktionalen Analysis“ gewinnt man den Eindruck, daß es dieser an einem philosophischen Sinnkriterium mangelt, das die Einschränkung der Wortbedeutungen auf das Empirische überzeugend sprengen könnte. Wenn ein Sprachgebrauch, der über das Empirische hinauszielt, nicht nur beschrieben, sondern auch philosophisch gerechtfertigt werden soll, ist wieder eine tiefer zu begründende „Logik der Analogie“ unentbehrlich.

J. de Vries

Hoeres, Walt., *Der Wille als reine Vollkommenheit nach Duns Scotus* (Salzburger Studien zur Philos., 1). gr. 8^o (324 S.) München 1962, A. Pustet. 38.— DM. — Der Verf. will in dieser gründlichen Untersuchung eine Antwort auf die Frage geben, ob und wie Scotus den originellsten Teil seiner Philosophie, die Willenslehre, in innerem Zusammenhang mit seiner Ontologie, insbesondere mit der Ontologie der „reinen Vollkommenheiten“, entfaltet hat. Darum behandelt der 1. Teil Wesen und Erkenntnis der reinen Vollkommenheit. Die reine Vollkommenheit ist ein einfacher Erkenntnisinhalt, der schlechthin besser ist als sein Gegenteil (Anselm), also aus sich nicht endlich. Ihre verschiedenen Seinsweisen oder Grade sind von der Vollkommenheit selbst nicht „formal“ unterschieden, sie affizieren die Vollkommenheit innerlicher als die spezifische Differenz die Gattung (57). Bezüglich der verschiedenen Grade ist der gemeinsame Begriff analog, aber diese Analogie setzt die Univozität des von den Seinsweisen abstrahierenden Begriffs voraus (58). Dagegen sind die reinen Vollkommenheiten unter sich — auch in ihrer vollendeten Verwirklichungsweise in Gott — formal unterschieden (61—65). — Der 2. Teil fragt nach dem inhaltlichen Wesen des Willens als reiner Vollkommenheit, sowohl „im Modus der Unendlichkeit“ wie „im Modus der Endlichkeit“. Wollen ist nach Scotus wesentlich Selbstbestimmung, Freiheit (82), freilich nicht im Sinn von Wahlfreiheit (obwohl Scotus auch diesen Begriff der Freiheit kennt); ein wesensnotwendiges Wirken widerspricht dem Willen bzw. der Freiheit nicht, sondern nur die naturhafte Notwendigkeit, mit der etwa der Stein nach unten fällt; „Freiheit“ bedeutet also bei Scotus das willentliche, aus Erkenntnis hervorgehende Streben — was bei manchen sonst unverständlichen Lehren des Scotus zu beachten ist. Der Wille im Modus der Endlichkeit ist gekennzeichnet durch die Möglichkeit des Abfalls von Gott, der auch bei den Seligen nur durch die Gnade Gottes ausgeschlossen wird, ferner durch die Naturtendenz zur eigenen Vollendung. Dieses aus sich unfreie Streben (die *affectio commodi*) muß unterschieden werden von dem freien, uneigennütigen Streben zum Guten als solchem (*affectio iustitiae*), das nur dem geistigen Wollen möglich ist. Es folgen Ausführungen über die *Habitus*-Lehre und die Lehre von der inneren Erfahrung der eigenen Akte, insbesondere der Willensakte; die letztere Lehre vergleicht H. mit den Auffassungen, die er selbst in seinem Buch „*Sein und Reflexion*“ (1956) vertreten hat, und kommt zu der seltsamen Folgerung, das gleichzeitige unmittelbare Bewußtsein gebe es nur bei den objektlosen Gefühlen (193). Der 2. Teil wird abgeschlossen durch ein Kap. über die Rationalität des endlichen Willens und sein Verhältnis zum Verstand. — Aus dem 3. Teil („*Formale Betrachtung des Willens*“) sei der Abschnitt über die Struktur der Selbstbewegung des endlichen Willens hervorgehoben. Der Wille ist „*actus virtualis*“ und als solcher vollkommener als der formelle Akt, zu dem er übergeht; darum ist die Selbstbewegung des Willens nicht gegen das Kausalprinzip, das ein Bewirken einer vollkommeneren Wirkung durch eine weniger vollkommene Ursache ausschließt (272). — Der 4. Teil behandelt den geschöpflichen Willensakt in seiner Vollendung: die beseligende Liebe und ihr Verhältnis zur Anschauung Gottes. — Die sorgfältige Untersuchung trägt viel zum besseren Verständnis mancher Sonderlehren des *Doctor subtilis* bei. Die soeben gegebene Übersicht kann den ganzen Reichtum des Inhalts nicht erschöpfen. Nur kurz hingewiesen sei auf die Bemerkungen über den ontologischen Gottesbeweis bei Scotus (33 69 76), auf dessen Ablehnung der Trennung von Sein und Wert (124—128), auf die Erklärung des scheinbar die Willkür Gottes verteidigenden Satzes, Gott könne alles wollen, was keinen Widerspruch einschließe (95—98). Auch die Auseinandersetzungen mit anderen Scotus-Forschern (Joh. Auer, Jos. Klein, Parth. Minges) zeigt, mit welchem Ernst sich H. dem Studium der Texte gewidmet hat. Weniger erfreulich ist die gelegentlich eingestreute Polemik gegen Thomas, vor allem, weil sie zum Teil auf Mißverständnissen von dessen Lehre beruht, so namentlich in der Frage nach der „uneigennütigen“ Liebe (150 222—225).

J. de Vries

Manzana Martínez de Marañón, José, *Objektivität und Wahrheit. Versuch einer transzendentalen Begründung der objektiven Wahrheitssetzung* (Victoriensia, 13). gr. 8^o (XII u. 213 S.) Vitoria 1961, Editorial Eset. — Diese Münchener Dissertation will die transzendente Reflexion Kants zu Ende führen und da-

durch ihre Einseitigkeit überwinden. Der 1. Teil legt die kantische transzendente Spekulation dar und zeigt ihre Grenzen auf. Kant will die Erkenntnis aus ihren Möglichkeitsbedingungen erklären. Die Selbstdurchsichtigkeit der Vernunft ist ihm nie zweifelhaft gewesen (9 f.). Die Vernunft ist ihm nicht ein freischwebendes System von Gesetzen, sondern eine lebendige Einheit von realen Handlungen; das formallogische Moment ist getragen von dem Realitätsmoment (11—14). Ansatzpunkt der transzendentalen Reflexion ist nicht eine unkritische Annahme der Geltung der Wissenschaften, sondern die Idee eines objektiven Wissens; diese Idee besagt nicht eine bloße Tatsache, sondern etwas, was sein soll (23—27). Kant war sich aber nicht klar bewußt, daß das objektive Wissen die Idee der Wahrheit voraussetzt (31). Damit hängt die Vernachlässigung der Erkenntnis der wirklichen Existenz zusammen (52 f.). Indem Kant auch auf die Selbsterkenntnis das Schema Passivität—Aktivität anwendet, läßt er das wahre Sein der Subjektivität doch wieder unerkennbar werden, was folgerichtig zur Leugnung jedes Wissens führen müßte (73 bis 75). Gelegentlich erkennt er freilich ein ungegenständliches Erfassen des realen Subjektes an; aber diese Erkenntnis wird nicht ausgewertet (95—100). — Im 2. Teil will der Verf. im Anschluß an Thomas und an Fichte die nicht entfaltenen Ansätze Kants zu Ende denken. Er geht davon aus, daß jedes Urteil absolute Wahrheitssetzung ist; diese „veritative Synthesis“ habe Kant vernachlässigt (121 f.). Zum mindesten wird eine Aussage über das Sein der Vernunft selbst gemacht (125). Im folgenden tritt die im Urteil enthaltene Seinssetzung, obwohl sie gelegentlich erwähnt wird (134), immer mehr zurück vor der Wahrheitssetzung. „Nur die Wahrheit selbst wird sich als das Erste und Letzte erweisen“ (134). So wird die Wahrheit, die doch zunächst die Seinsgerechtigkeit des Urteils ist, unvermerkt zum Gegenstand des Urteils. Und das führt dann dahin, daß die Wahrheit ähnlich wie bei Augustinus, ehe man sich versieht, schon zur subsistierenden Wahrheit geworden ist. Diese Wahrheit muß a priori gegeben sein, sie ist zugleich transzendent und der Vernunft immanent (144 f.). Auch nach Descartes werde die absolut existierende Wahrheit nicht durch einen „Discursus“ gewonnen, sondern die Selbsterfassung der Cogitatio sei zugleich eine unmittelbare Erfassung der absolut existierenden Wahrheit (150); man fragt sich allerdings, warum dann Descartes in dem auf der gleichen Seite zitierten Text sagt: *Ex hoc, quod talis idea in me sit, . . . concludo Deum etiam existere.* — Gegenüber einer so weit verbreiteten Skepsis gegenüber aller Spekulation ist die Tatsache, daß es auch noch so hochfliegende Spekulation gibt, ein Trost. Aber ist hier nicht doch die nüchterne Mahnung des Aristoteles, daß das *πρότερον τῆ φύσει* keineswegs immer auch *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* ist, allzusehr vernachlässigt? Ein behutsameres Herausarbeiten der einzelnen Schritte des — eben doch vorliegenden — Discursus würde das Ganze jedenfalls überzeugender werden lassen.

J. de Vries

Montagnes, Bern., O. P., *La doctrine de l'analogie de l'être d'après Saint Thomas d'Aquin* (Philosophes Médiévaux, 6). gr. 8^o (212 S.) Louvain-Paris 1963, Publications Universitaires-Nauwelaerts, 120.— bFr. — Die neue Monographie zur Analogielehre des hl. Thomas möchte über die wichtigsten Neuerscheinungen zum Thema hinaus (der Verf. nennt vor allem Lyttkens, Klubertanz und Fabro; er faßt deren Ergebnisse S. 7—11 knapp zusammen) die Divergenz der Analogieauffassung bei Thomas und Cajetan durch den Rückgang auf den zugrunde liegenden je anderen Seinsbegriff definitiv aufhellen oder, gegenläufig ausgedrückt, die thomistische Konzeption des Seins von dem her zu deuten versuchen, was die Theorie der Analogie dazu sehen läßt (13). Kap. 1 analysiert die Bestimmung der Analogie in den wichtigsten Werken der Frühzeit und der Reife; Kap. 2 weist die Entwicklung des thomasischen Gedankens auf im Sinne einer gewissen Rückkehr zur frühen Position, nachdem in *De Veritate* q. 2 a. 11 vorübergehend eine abweichende Meinung vorgetragen worden war, nämlich die *analogia proportionalitatis* als die dem Verhältnis Gott—Geschöpf einzig gemäße. Das 3. Kap. zeigt den Weg von Thomas zu Cajetan. Auf die Zusammenfassung folgen noch 2 Exkurse, eine wahrscheinlich so gut wie vollständige Bibliographie sowie ausgezeichnete Tabellen. — Man wird dem Verf. zugeben müssen, daß Thomas die Proportionalitätsanalogie (mit vier „termini“), wie sie in *De veritate* auftritt, von der *Summa contra Gentiles* ab

fallengelassen hat. Seine reife, endgültige Theorie der Seinsanalogie beruht auf dem Verhältnis „unius ad alterum“, auf der kausalen Abhängigkeit des Geschöpfes von Gott und muß daher „analogia attributionis“ oder, wie der Verf. zu sagen vorzieht, „analogie de rapport“ heißen. Das spekulative Motiv, das Thomas zu der Lösung in De veritate geführt hatte, nämlich die Wahrung der unbedingten Transzendenz Gottes, wird später von ihm selbst als nicht durchschlagend angesehen (88 f.). Cajetan dagegen hält die „analogia proportionalitatis“ für die allein mögliche, weil die „attributionis“ äußerlich bleibe (obwohl er in seinem Kommentar zur Prima Pars einmal beiläufig zugibt, sie sei nicht notwendig äußerlich; vgl. 150 Anm. 111). Wahrscheinlich ist es für ihn entscheidend, daß Analogie etymologisch Proportionalität bedeute (135) und diese kraft ihrer inneren Struktur Univozität unbedingt ausschließe — letzteres bestreitet der Verf. mit Recht (132): wir stehen hier vor einem Beispiel angeblicher axiomatischer Evidenz (Cajetan sagt, der Satz sei „nota ex terminis“), deren Leugnung eine ganze metaphysische Theorie gegenstandslos macht. Man wird aber auch nicht behaupten können, daß die „analogia attributionis“ oder „ordinis“ kraft ihrer Struktur „innerlich“ sein müsse, und daher ist auch die Analogielehre des reifen Thomas, wie der Verf. sie versteht, nicht frei von Problematik. Es wird (trotz 48 f. 91 f.) nicht ersichtlich, wie die kausale Abhängigkeit von Gott, auf der die „reductio ad unum“, die „analogia unius ad alterum“ beruht, eine „innere“ Analogie begründen soll; eine ganz auf die Sache selbst konzentrierte, das historische Interesse ausschaltende Reflexion wird gerade hier die große Schwierigkeit erblicken: Kausalität, auch das „omne agens agit sibi simile“, worauf Thomas sich beruft, begründet nicht durch sich selbst die „verificatio formalis“ irgendeines Prädikats, sondern erst im Zusammenhang etwa mit dem Gedanken von der Transzendentalität des Seins, der „perfectioes purae“ ganz allgemein. Zudem muß, gegenüber auch christlichen Kritikern Gottes als „Ursache“, die innere Analogie von Kausalität selbst entwickelt werden, was aber eine ausgebildete Theorie der inneren Seinsanalogie voraussetzt. — Wenn der Verf. nun die endgültige Auffassung des Thomas und die Cajetans auf einen je anderen Seinsbegriff zurückführt und von zwei möglichen thomistischen Metaphysiken spricht (12 159 ff.), dann dürfte das lebhaftere Diskussion auslösen. Dem Rez. ist nicht deutlich geworden, warum der thomistischen Analogie das „ens ut nomen“, der Cajetanischen das „ens ut participium“ zuzuordnen sei; zumal die Definitionen beider anders klingen, als man zu lesen gewohnt ist (vgl. z. B. bei J. B. Lotz, *Ontologia* [1963] n. 87 f.): „ut nomen“ heiße „l'essence en acte, exerçant et mesurant l'esse“, „ut participium“ dagegen „l'acte reçu par l'essence comme dans une puissance“ (156 Anm. 122). Es komme also alles auf eine verschiedene Konzeption der Rolle der „essentia“ hinaus, die einmal primär als positives Prinzip einer „détermination formelle“ des Seins gesehen werde (108 156 160), das andere Mal ganz und gar als Prinzip der Negativität, Begrenzung und Potentialität. Wir wollen die Frage offenlassen, immerhin ist es interessant, zu hören, daß Thomas selbst „esse“ und „essentia“ stärker als *reziproke* Prinzipien betone (166), dem „esse“ nicht, zuungunsten der „essentia“, alle „perfectio“ zuschreibe (166 f.), während Cajetan die „essentia“ entwerfe; darum sei dieser „bien plutôt un précurseur de l'interprétation «existentielle» de la pensée thomiste propagée par É. Gilson“ (158)! H. O g i e r m a n n

2. Geschichte der älteren und neueren Philosophie

Saint Thomas d'Aquin, *Contra gentiles*, Livre premier. Texte de l'édition Léonine, Introduction de A. Gauthier, Traduction de R. Bernier et M. Corvez. gr. 8^o (471 S.) Paris 1961, Lethielleux. 36.60 NFr.; geb. 46.— NFr.; Gesamtwerk (4 Bde.) 115.— NFr.; geb. 140.— NFr. — Mit diesem (zuletzt erschienenen) 1. Bd. liegt die lateinisch-französische Ausgabe der *Summa contra gentiles* vollständig vor. Der lateinische Text steht jeweils auf der linken Seite, die französische Übersetzung, in etwas kleinerem Druck, auf der gegenüberliegenden rechten Seite. Es folgt eine alphabetische „Table analytique“ (447—466). Besondere Beachtung verdient die diesem 1. Bd. beigegebene historische Einleitung (7—123). Nach einer Kennzeichnung des Autographs, der handschriftlichen Überlieferung und

der Editio Leonina (7—19) folgt eine überaus scharfsinnige, methodisch sehr reizvolle Untersuchung über Ort und Zeit der Abfassung des Werkes. Die Legende von der Zerstreuung des hl. Thomas an der Tafel des hl. Ludwig von Frankreich („*Modo conclusum est contra haeresim Manichaeorum*“) erweist sich als unbrauchbar für eine Zeitbestimmung. Auch die Annahme Mandonnets, die Summa sei bis zum 45. Kap. des 3. Buches vor Sommer 1259 in Paris geschrieben, beruht auf falschen Voraussetzungen und wird dadurch widerlegt, daß sich im Autograph keinerlei Unterschied der Tinte zwischen 3, 45 und den folgenden Kapiteln zeigt. Deutlich zeigt sich dagegen, wie das beigegebene Lichtbild der betreffenden Seite beweist, der Unterschied einer dunkleren und einer helleren Tinte nach dem 53. Kap. des 1. Buches; auch die Qualität des Pergamentes wechselt bald nachher. Der Einschnitt zwischen den vor Sommer 1259 in Paris geschriebenen und den in Italien geschriebenen Teilen dürfte also hier liegen. Beobachtungen bezüglich der Benutzung von Aristoteles-Übersetzungen des Wilhelm von Moerbeke ermöglichen die Feststellung des frühesten Termins der Vollendung: 1263/64, ähnliche Beobachtungen ergeben als spätesten Termin das Jahr 1265. — Noch wichtiger ist das folgende Kap. über die Absicht des hl. Thomas bei der Abfassung des Werkes. Die auf eine mißverständene Bemerkung des Petrus Marsili zurückgehende Legende, Thomas habe das Werk auf Bitten des hl. Raymund von Peñafort als Handbuch für die Mohammedaner-Missionare geschrieben, erweist sich als ungläubwürdig. Auch die These von M.-M. Gorce, das Buch sei zur Widerlegung des lateinischen Averroismus verfaßt, ist unhaltbar; denn einen solchen gab es zur Zeit der Abfassung des Buches noch nicht (71). Mit „gentiles“ bezeichnet Thomas nie vom Glauben abgeirrte Christen („Häretiker“), sondern nur eigentliche Heiden; zumeist denkt er dabei an die alten heidnischen Philosophen. Man muß aber auch sehr bezweifeln, ob der Titel „Summa contra gentiles“ der Absicht des hl. Thomas entspricht. Der ursprüngliche Titel war wohl „*Liber de veritate catholicae fidei contra errores infidelium*“, wobei das Wort „infideles“ Heiden, Mohammedaner, Juden und Häretiker zusammenfaßt (75). Das Werk ist auch keine „Summa“, weder im Sinn einer umfassenden Darstellung der Lehre noch im Sinn eines Schulbuches (91 f.). Die Absicht des hl. Thomas erfahren wir aus den ersten Kapiteln des Werkes. Er will ein wissenschaftlich-theologisches Buch schreiben, das in erster Linie die katholische Lehre darstellen und begründen und nur an zweiter Stelle die entgegengesetzten Irrtümer widerlegen soll. Im Gegensatz zur „Summa theologica“ ist das Werk nicht für Anfänger bestimmt, sondern stellt höhere Anforderungen an den Leser. Als Einteilungsprinzip gibt Thomas selbst im 9. Kap. des 1. Buches an, er wolle zuerst von den Glaubenslehren sprechen, die zugleich auch Vernunftwahrheiten sind, dann von den Glaubensgeheimnissen, die der Vernunft unzugänglich sind; zum ersten Teil gehören die Bücher 1—3, zum zweiten Teil nur das 4. Buch. Dagegen erhebt sich die Schwierigkeit, daß Thomas tatsächlich auch in den ersten drei Büchern Lehren behandelt, die der Vernunft unzugänglich sind (übernatürliches Endziel, Engellehre, zeitlicher Anfang der Welt). Es handelt sich hier um Abschweifungen, die dadurch erklärt werden können, daß die Lehre des Aristoteles Ansatzpunkte für diese Fragestellungen bot. — Hingewiesen sei auf die kritischen Bemerkungen *F. Van Steenberghe*s in *RevPhLouv* 60 (1962) 423 f.; er will die Aussage des Petrus Marsili doch noch retten; sie müsse nicht von einem Handbuch für Beduinen-Missionare verstanden werden, das Raymund von Thomas erbeten hätte, sondern könne recht wohl von einem Buch für katholische Theologen gedeutet werden, die sich mit den geistigen Führern der Mauren, Juden und Häretiker auseinandersetzen hatten.

J. de Vries

Duns Scotus, *Philosophical Writings*. A selection edited and translated by *Allan Wolter O. F. M.* (Nelson Philosophical Texts). 8^o (XXIV u. 360 S.) Edinburgh 1962, Nelson. 30.— Sh. — Der vorzüglich ausgestattete Band enthält eine Auswahl philosophischer Texte des Scotus im lateinischen Text und in englischer Übersetzung. Die Texte sind mit Ausnahme von zwei kleinen Stücken der *Ordinatio* entnommen und im allgemeinen nach dem Cod. 137 der *Bibliotheca communalis* von Assisi wiedergegeben, der auch der Vatikanischen Ausgabe der *Ordinatio* vor allen anderen Manuskripten zugrunde liegt. Die knapp gefaßte Einleitung gibt, soweit

es möglich ist, eine Chronologie des Lebens des Duns Scotus, sodann eine dankenswerte Zusammenstellung seiner Werke mit Angaben über die vorhandenen Ausgaben und die Echtheit bzw. Unechtheit der in den Ausgaben von Wadding und Vivès enthaltenen Werke. Die Texte sind so gewählt, daß sie nicht nur inhaltlich wichtige Punkte der Philosophie des Scotus darlegen, sondern auch formal die Eigenart seiner Denkweise zeigen. Darum werden nicht kurze Auszüge geboten, die möglichst viele Lehrpunkte behandeln, sondern ganze Quästionen (mit unwesentlichen Auslassungen) abgedruckt. Die einzige Ausnahme ist das 1. Kap. über Gegenstand und Methode der Metaphysik, das aus verschiedenen Stücken zusammengefügt ist. Das 2. Kap. behandelt die natürliche Gotteserkenntnis, wobei auch die für Scotus charakteristische Lehre von der Eindeutigkeit (*univocitas*) der Gott und den Geschöpfen gemeinsamen Begriffe zur Sprache kommt (*Op. Ox.* 1 d. 3 q. 1). Das 3. Kap. gibt *Op. Ox.* 1 d. 1 q. 1 wieder: *utrum in entibus sit aliquid existens actu infinitum*. Das 4. Kap. behandelt die Einzigkeit Gottes (1 d. 2 q. 3), das 5. Kap. die erkenntniskritische Frage (1 d. 3 q. 4), das 6. Kap. schließlich Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele und die Frage, ob die Auferstehung durch die natürliche Menschenvernunft erkannt werden könne (4 d. 43 q. 2). Es folgen Anmerkungen, Namen- und Sachverzeichnis. In letzterem fehlt der für Scotus so charakteristische Begriff der *distinctio formalis*. Im übrigen gibt die Textsammlung eine ausgezeichnete Einführung in die Denkwelt des *Doctor subtilis*.
J. de Vries

Schmucker, Jos., Die Ursprünge der Ethik Kants in seinen vorkritischen Schriften und Reflektionen (Monographien zur philos. Forschung, 23). gr. 8^o (399 S.) Meisenheim 1961, Hain. 33.80 DM; geb. 36.80 DM. — Für die Neubearbeitung der vorkritischen Ethik Kants waren folgende Gründe maßgebend: Erstens die Bedeutung von Wolff und Crusius für die Entwicklung der Kantischen Ethik, die bisher vernachlässigt wurde, während man den Einfluß der englischen Moralphilosophie und Rousseaus überschätzte; zweitens die Veröffentlichung von wesentlichem Material des Kantischen Nachlasses in Band XIX und XX der Akademieausgabe; drittens die radikalen Folgerungen Schilpp's für einen reinen methodischen Formalismus Kants, die zu einer Neuuntersuchung der Texte drängen. Das Ergebnis der manchmal langwierigen und mühevollen, aber dennoch gut lesbaren Untersuchungen sei hier in einigen Thesen zusammengefaßt: 1. Kant hat um die Mitte der 50er Jahre den moralphilosophischen Standpunkt der Wolff-Schule vertreten, der folglich den Ausgangspunkt seiner Entwicklung darstellt. Das bedeutet die Übernahme so grundlegender Gedanken wie der Autonomie, der Vollendung der Sittlichkeit durch die Religion, des *Summum Bonum* als *Progressus in infinitum*, ja sogar des ethischen Formalismus. Im Gegensatz zu Wolff hält er hingegen die Erreichung der Glückseligkeit und der sittlichen Vollkommenheit nicht in diesem Leben für möglich, sondern verlegt sie in eine kommende Existenz. 2. Den ersten Schritt seiner moralphilosophischen Entwicklung tat Kant schon in den 50er Jahren mit der Frage nach der Natur der praktischen Vollkommenheit des Menschen. 3. Die Ethik des Crusius (Anweisung, vernünftig zu leben, 1744) hat Kant tiefer beeinflußt als die Lehren der britischen Moralisten und Rousseaus (deren Einfluß nicht leugnet, sondern näher umschrieben wird). Mit Crusius vertritt Kant in der „Preisschrift“ (1762): a) Daß nicht die Glückseligkeit als Vervollkommnung der Natur Prinzip des sittlich Guten ist, sondern die Erfüllung einer unbedingten Verpflichtung; b) daß die Verpflichtung der Klugheit von der „gesetzlichen“ Verbindlichkeit zu unterscheiden ist; c) daß die beiden Verbindlichkeiten sich trotz der formalen Verschiedenheit inhaltlich decken. Hingegen löst sich Kant von Crusius, indem er die *necessitas legalis* nicht auf das Gesetz des göttlichen Wollens gründet, sondern auf den im Gewissen sich offenbarenden, an sich selbst notwendigen Zweck. 4. Die bisherige Interpretation der „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ (1763) geht von der falschen Voraussetzung aus, Kant habe in ihr eine Begründung der Moralphilosophie geben wollen. 5. Kant hat sich erst nach Abschluß der „Beobachtungen“ eingehender mit Rousseaus „Émile“ und „Contrat Social“ auseinandergesetzt. 6. Die zweite, entscheidende Entwicklungsphase der Ethik Kants beginnt mit den Veröffentlichungen des Jahres 1765; sie erfolgte unter dem anregenden Einfluß Rousseaus, obwohl Kant in der Fassung des ethi-

schen Prinzips immer einen wesentlich anderen Standpunkt als die Engländer und Rousseau einnahm. Kant transponierte die staatsphilosophische Konzeption Rousseaus auf die innere Welt der freiwilligen geistigen Wesen. Vor allem aber lernte er von Rousseau, daß die Freiheit der Selbstbestimmung das Spezifische des geistigen Wesens sei und somit auch das Prinzip der Sittlichkeit. 7. Kants Ethik steht bereits 15 Jahre vor dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft“ in ihren Grundzügen fest, was die traditionelle Auffassung widerlegt, daß er seine „kritische“ Ethik erst unter dem bestimmenden Einfluß seiner theoretischen Vernunftkritik ausgebildet habe. 8. Die weitere Ausformung der Kantischen Ethik wird für uns in den moralphilosophischen Reflexionen des Nachlaßwerkes, wie sie chronologisch geordnet in der Akademieausgabe und in der von Melzer herausgegebenen „Ethikvorlesung“ vorliegen, sichtbar. Sie erfolgte vor allem in der Auseinandersetzung mit den „Initia philosophiae practicae primae“ A. T. G. Baumgartens, die Kant seit Beginn der 60er Jahre als Vorlage seiner Ethikvorlesungen diente. Der Vergleich der „Reflexionen“ mit der Nachschrift der „Ethikvorlesung“ erweist diese in ihrer Substanz als genuin kantisch. 9. Der Einfluß der subjektiv-kritischen Metaphysik auf die Gestalt und zum Teil auch auf die Thematik der Grundlegungsschriften ist zwar beträchtlich, aber er betrifft nicht die eigentlich ethischen Probleme, sondern die spekulativen Schwierigkeiten des Freiheitsbegriffs oder die Einheit zwischen dem theoretischen und praktischen reinen Vernunftvermögen. Man kann daher nicht von einer „kritischen“ Ethik sprechen, wenn man diesen Begriff im selben Sinn versteht wie in der theoretischen Metaphysik. Aber auch entwicklungsmäßig betrachtet, erweist sich die Ethik Kants als im wesentlichen unabhängig von seiner subjektiv-kritischen Metaphysik. Die Ethik Kants behält so ihre Bedeutung als eine der großen Lösungen des ethischen Grundproblems für jede wissenschaftliche Ethik, gleichviel von welchen metaphysischen Voraussetzungen sie ausgeht. — Diese (nur hier so zusammengefaßten und numerierten) Thesen legt der Verf. in größerer Differenziertheit vor, als es hier geschehen konnte und in Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur (wie Melzer, Messer, v. Küenburg, Reich, Schilpp, Henrich u. a.). Jeder konstruktiven Interpretation grundsätzlich abhold, begründet er seine Ergebnisse durch die Analyse der Quellen. In der Tat hat er so eine grundlegende Monographie geschaffen, die reich an gesichertem Ertrag und vorbildlich in der Methode ist.

W. B r u g g e r

Santeler, Jos., Die Grundlegung der Menschenwürde bei I. Kant (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 14). gr. 8^o (319 S.) Innsbruck 1962, Sprachwissensch. Institut der Univ. 22.— DM. — S. geht von der Frage aus, warum Kant den Verzicht auf wissenschaftliche Metaphysik so leichtens hingenommen habe. Das wird nur verständlich, wenn er dafür etwas Besseres eintauschen zu können glaubte. Dieses Bessere ist die neue, auf der Autonomie beruhende Würde des Menschen. Mit Schmucker (siehe die vorhergehende Besprechung!) ist S. der Überzeugung, daß die Grundzüge der Ethik Kants schon lange vor der „Kritik der reinen Vernunft“ für ihn feststanden. Er fügt hinzu: Gerade um dieser Ethik und der in ihr grundgelegten autonomen Menschenwürde willen glaubte Kant die alte Seinsmetaphysik und das sie stützende metaphysische Kausalprinzip zu Fall bringen zu müssen (118 f. 141 146 150). Denn diese Metaphysik führt nach Kants Überzeugung notwendig zur Lohnmoral und damit zur Zerstörung echter Sittlichkeit (123). Der Zusammenhang wird durch folgenden Text aus der „Kritik der praktischen Vernunft“ gegeben: Wenn unserer spekulativen Vernunft eine sichere Gotteserkenntnis möglich wäre, dann „würden Gott und Ewigkeit mit ihrer furchtbaren Majestät uns unablässig vor Augen liegen, ... die Übertretung des Gesetzes würde freilich vermieden, das Gebotene getan werden“; aber es „würden die meisten gesetzmäßigen Handlungen aus Furcht, nur wenige aus Hoffnung und gar keine aus Pflicht geschehen“, und so würde der sittliche Wert der Handlungen zerstört (K. p. V. 265). Die neue Sittlichkeitsauffassung war also bestimmend für das ganze Unternehmen der „Kritik der reinen Vernunft“ (149 f. 241). Es ist das sicher ein bisher zu wenig beachteter Gesichtspunkt. — Von den fünf Teilen sind nach den „Vorfragen“ (1. Teil) zwei vorwiegend der historischen Darlegung, die folgenden zwei Teile vorwiegend der systematischen Auseinandersetzung mit Kant

gewidmet. In den geschichtlichen Teilen wird auch der historischen Vorbereitung der Lehren Kants ein breiter Raum gewidmet, sowohl bezüglich der Stellung Kants zur Seinsmetaphysik, namentlich zum Kausalproblem (Ockham, Rationalismus, Locke, Hume), wie auch bezüglich der Ethik und der Autonomielehre Kants. Hier kommen nicht nur die Aufklärungsphilosophen mit ihrer Lehre vom „freien Denken“ und der Loslösung der Sittlichkeit von der Religion ausführlich zur Sprache (19—48), sondern im 3. Teil greift S. noch weiter zurück, auf Grotius mit seiner Lehre, daß es auch dann ein Naturrecht gäbe, wenn Gott nicht existierte (78—81), auf die von der Religion unabhängige Ethik des Aristoteles (81—84) und sogar auf Thomas, namentlich auf seine Lehre von dem „Bonum est faciendum“ als unmittelbar einsichtigem praktischem Prinzip (75—78). Vielleicht hätte hier auch auf die Lehre vom Gesetz als Befehl der Vernunft und vom Naturgesetz als Teilnahme am ewigen Gesetz hingewiesen werden können. — Der 4. Teil ist ganz der Kritik an Kant gewidmet. Und zwar unterzieht S. zuerst die Ablehnung des metaphysischen Kausalprinzips und der metaphysischen Gotteserkenntnis einer eingehenden Kritik (168—222), dann erst die Freiheitslehre und vor allem die Autonomielehre (222—245). Die letztere sieht er stets nur als Ausschluß der Verpflichtung durch den Willen Gottes. Vielleicht hätte die im 5. Teil („Trotz allem Ahnung der Wahrheit“) erwähnte Lehre Kants von der Religion als der „Erkenntnis aller Pflichten als göttlicher Gebote“ (302) hier zu größerer Vorsicht mahnen können. In Kants Autonomiebegriff ist doch auch der berechtigte Gedanke enthalten, daß das sittliche Wollen wesentlich auf dem durch nichts zu ersetzenden eigenen Gewissensurteil beruht und sich dadurch von jeder „Heteronomie“ unterscheidet, d. h. von der Bestimmung des Handelns durch außersittliche, nur der Befriedigung der Eigenliebe dienende Ziele. Gewiß ist auch das nicht zu leugnen, daß Kant der religiösen Begründung der Sittlichkeit nicht gerecht wird. Man wird aber beachten müssen, daß er diese Lehre nur in der von Crusius vertretenen Form kannte, und diese verstand er im Sinne eines für die Begründung der Sittlichkeit unzureichenden theonomon Moralpositivismus. — Jedenfalls müssen wir dem Verf. dankbar sein für die auf sorgfältigstem Textstudium beruhende Untersuchung der Zusammenhänge zwischen Kants theoretischer und praktischer Philosophie.

J. de Vries

Gélinas, Jean-Paul, La restauration du thomisme sous Léon XIII et les philosophies nouvelles (The Catholic University of America Studies in Sacred Theology, 111). 8^o (ein Heft von 42 S. u. ein Bd. von 392 S.) Washington 1959, Cath. University of America. 4.— Doll. — Dem Buch ist ein Heft beigegeben, das in englischer und französischer Sprache enthält: 1. Ein Geleitwort von *Marie-M. D'Hendecourt*, 2. ein Vorwort des Verf., 3. Erklärungen von vier Wappen, deren Zusammenhang mit dem Thema des Werkes mir unverständlich geblieben ist. Auch das Buch selbst enthält außer dem französischen Text und einer wertvollen Bibliographie (279—302) eine ausführliche Zusammenfassung der Ergebnisse in englischer Sprache (315—365). Der Titel des Buches wird erst durch den Untertitel verdeutlicht: *Étude de la pensée de Maurice Blondel et du Père Laberthonnière à la lumière d'„Aeterni Patris“*. So gibt das Buch einen Beitrag zur Geschichte der katholischen Philosophie, vor allem der französischen, in den drei Jahrzehnten nach „Aeterni Patris“ (1879). Im Mittelpunkt steht die „neue Apologetik“ Blondels und Laberthonnières. G. sieht sie vor allem als antischolastische Reaktion, die aber begreiflich wird, weil die traditionelle Apologetik die Bedeutung der subjektiven Wegbereitung zum Glauben zu sehr vernachlässigte oder ganz verkannte (275). Der Verf. sucht dem Anliegen Blondels und Laberthonnières gerecht zu werden, ohne ihre antischolastische Einstellung zu billigen. Es nimmt dann allerdings wunder, warum gerade Sätze Laberthonnières, wie etwa Glauben sei „ein Verhalten, das den ganzen Menschen in Anspruch nehme, Verstand, Herz und Wille“, als irrationalistische Verirrung abgelehnt werden (271); schließlich ist auch nach dem 1. Vaticanum der Glaube, sogar im engeren Sinn verstanden, „*intellectus et voluntatis obsequium*“ (Denz. 1789). Bedauerlich ist auch, daß die Klärung der Gedanken in den Spätwerken Blondels nicht berücksichtigt ist.

J. de Vries

W u s t, Pet., Die Auferstehung der Metaphysik. 2. Aufl. 8^o (XXIV u. 284 S.) Hamburg 1963, Meiner. 19.— DM, geb. 23.— DM. — Dieses erste größere Werk Wusts ist nicht nur ein Rechenschaftsbericht über sein eigenes im Übergang befindliches philosophisches Werden im Kontext der Denkgeschichte seit Kant, es will ein Ausblick und Aufruf sein auf kommende Metaphysik hin, dessen Bedeutung sich daran ermaßen läßt, daß es — mit dem Buchtitel — einem epochalen Umschwung des Philosophierens das Stichwort seines Selbstverständnisses gab. W. sieht unter der erdrückenden Autorität Kants inmitten historistischer Erschlaffung schöpferische Kräfte in der formalen Philosophie des Neukantianismus wiedererwachen. Ihm stellt er als das andere, inhaltlich gefüllte Extrem den Sturm und Drang der Lebensphilosophie gegenüber. Als Wegbereiter einer neuen Synthese erscheinen ihm Troeltsch und Simmel. Die Aufgabe der Zukunft: eine ontologische Metaphysik im Geiste Platons, unter dem Gesetz der „großen Achsendrehung vom Subjekt zum Objekt“ (XXIII). Die Sicht W.s, gegen die man dann und wann einige Bedenken haben darf, ist hier nicht näherhin zu rekapitulieren. Der Verlag, der 1920 die 1. Auflage herausbrachte, hat durch diese unveränderte Neuauflage sein großes Verdienst vermehrt. Es wurden eine einführende Vorbemerkung von W. Vernekeohl (VII—XVI), eine Auswahlbibliographie und ein Bild Wusts beigegeben. W. K e r n

K w a n t, Remy C., The Phenomenological Philosophy of Merleau-Ponty, (Duchesne Studies, Philosophical Series, 15). gr. 8^o (IX u. 257 S.) Pittsburgh, Pa., 1963. Duquesne University Press (oder: Louvain, Nauwelaerts). 5.25 Doll. — Diese erstmalig umfassende Monographie über den 1961 verstorbenen französischen Phänomenologen ist trotz der bereits zahlreichen Veröffentlichungen (vgl. das anscheinend erschöpfende Literaturverzeichnis 247—252) auch in Deutschland hochwillkommen. Gleich in der Einleitung wird darauf hingewiesen, daß die zentrale Idee M.-P.s die vom „Leib-Subjekt“ ist (vgl. auch 231 ff.), so daß sein Hauptwerk („Phénoménologie de la perception“) den Titel „Philosophie des Leib-Subjekts“ hätte tragen können. Das vor allem auch deshalb, weil „perception“ bei ihm nicht wesentlich bewußtes Geschehen, sondern „pre-conscious and pre-personal“ ist (3 — diese beiden parallel gesetzten Ausdrücke, denen noch „pre-reflex“ nebengeschaltet wird, lassen sofort Unklarheiten in der Terminologie erwarten). Kap. 1 behandelt ausführlich Sinn und grundlegende Bedeutsamkeit des Leib-Subjekts: immer wieder, auch im weiteren Verlauf des Buches, kommt zum Ausdruck, daß der Leib als Subjekt das In-der-Welt-Sein des Menschen konstituiert und nichts für den Menschen „Sinn“ und „Bedeutung“ habe, was nicht auf seinen Leib und durch seinen Leib auf ihn bezogen ist; Leib und Welt stehen in dialektischer Einheit, Welt ist „für“ den Leib und er konstituiert das Für-den-Menschen-Sein von Welt. Der vorbewußte, leibvermittelte Weltbezug ermöglicht alle (bewußte) Intentionalität, bis hinauf zur „geistigen“ (damit soll der kartesianische Dualismus überstiegen sein, worauf es M.-P. von Anfang an abgelegt hat, vgl. auch 238 ff.), verwurzelt sie aber zugleich in einer Schicht letztlich undurchdringlichen Dunkels (30 u. ö.). Daher kann es nach M.-P. keine definitive Setzung geben, keine absolute Setzung im „Urteil“, ein „System“ der Philosophie wird vollends undenkbar. Im 2. Kap. interessieren vornehmlich die Angaben zu M.-P.s phänomenologischer Methode; „Phänomene“ sind auch nach ihm nicht einfach vorgegeben, sondern das von Leib (Leib-Subjekt) und Objekt (Um-Welt) dialektisch „Konstituierte“ (36 f.). Wichtige Nachträge dazu bringt Kap. 9, wo auch die Verwerfung des „idealistischen“ Standpunktes Husserls besprochen wird. Kap. 4 und 5 referieren über Sprachphilosophie und Theorie der Bedeutung, beide ganz und gar vom Leib-Subjekt aus entworfen. Das 6. Kap. expliziert die Ablehnung „absoluter“ Evidenz, Wahrheit und Wertung von der angedeuteten Grundhaltung aus, Kap. 7 den Terminus „metaphysisches Bewußtsein“, das gerade nicht transzendente Realität meine, sondern die Weltrealität in ihrer (den Erfahrungswissenschaften vorgeordneten und insofern meta-physischen) unauflösbaren Faktizität und Subjekt-Objekt-Dialektik (116 ff.). Das nächste Kap. handelt vom damit gegebenen philosophischen Atheismus, und M.-P.s Kritik des Christentums. Die anschließenden Teile gehen über das Verhältnis seiner Phänomenologie zur phänomenologischen Bewegung überhaupt (mit wichtigen Bemerkungen zur phänomenologischen Konzeption von „Intentionalität“), zu den Erfahrungs-

wissenschaften, zum Marxismus (den er nur in einer „unorthodoxen“ Form gelten läßt), zur „phänomenologischen Ontologie“ Sartres, dessen Begriff der „absoluten“ Freiheit und kartesischen Rationalismus er vor allem ablehnt. — Auf den letzten 20 Seiten versucht der Verf. eine kritische Stellungnahme; sie soll nicht von außen her, von einem anderen philosophischen Standpunkt aus erfolgen, und tatsächlich haben wir hier ein Musterbeispiel immanenter Kritik vor uns. Was schon im Laufe der Darstellung da und dort anklang, verdichtet sich nun zu entscheidenden Ausstellungen, denen wir nur beipflichten können: bei M.-P. vermißt man, im Gegensatz zur eindringenden Analyse der menschlichen Leibstruktur, die entsprechend vertiefte Analyse der geistigen Sphäre (225); ebenso die des Wesens von Evidenz und Wahrheit (226 f.) wie auch der Freiheit (227 f.), ja, seine Philosophie enthält nicht einmal eine thematische Analyse von „Bewußtheit“ als solcher (228). So werden vorschnelle Schlüsse und harte Einseitigkeiten M.-P.s verständlich. Hier ist einschneidend die Kritik an der einseitigen Bestimmung von Sinn und Sinnggebung; auch Welt von sich aus, Realität von sich selbst her, bestimmt ihren Sinn mit Leib und Welt stehen in einem echten „Dialog“ — was zur Anerkennung einer der Realität immanenten „Intelligibilität“ führen muß (234 ff.). Zusammenfassend reduziert der Verf. seine Kritik auf zwei Hauptmomente: Mangelndes Verständnis für die Wesenseigentümlichkeiten des geistigen Bewußtseins und Ausfall einer Ontologie des „intelligibile“ (242). Noch weitere Unstimmigkeiten werden namhaft gemacht, so daß man trotz mancher bedeutender und gültiger Befunde seiner Phänomenologie des Leibes (welcher eigentlich des genaueren? — das wird leider nicht so deutlich!) nicht recht begreift, wie der Verf. ihn anfangs zu den „great thinkers of our time“ zu zählen vermag (7; vgl. 225). Übrigens berichtet er, M.-P.s Freund P. Ricœur bezeuge, der allzufrüh Verstorbene habe ein Empfinden für die Lücken seiner Philosophie gehabt und daran gedacht, „a radical revision of his perspective“ in Angriff zu nehmen (243).

H. O g i e r m a n n

Blakelley, Thom. J., Soviet Scholasticism (Sovietica). gr. 8^o (XIV u. 180 S.) Dordrecht 1961, Reidel. 19.75 Fl. — B. will die Methode der zeitgenössischen sowjetrussischen Philosophie untersuchen. Es geschieht dies mit großer Gründlichkeit, an Hand von fast 600 Auszügen aus sowjetischen philosophischen Werken, die in englischer Übersetzung abgedruckt sind (88—153); besonders die ‚Osnovy‘, die ‚Grundlagen der marxistischen Philosophie‘, das heute maßgebende Handbuch, sind ausgiebig benutzt. Die sowjetischen Philosophen selbst bezeichnen ihre Methode als „dialektische Methode“. Diese soll darin bestehen, daß das Denken die „objektive Dialektik“ der Wirklichkeit „widerspiegelt“. Mit Recht bemerkt B., daß damit die Frage nach der Methode, wie sie im Westen verstanden wird, nicht gelöst ist. Die Erkenntnis der Wirklichkeit ist das selbstverständliche Ziel der Wissenschaft; die Frage nach der Methode dagegen bezieht sich auf den Weg zu diesem Ziel. Die Methode kann also nur aus dem tatsächlichen Vorgehen der Sowjetphilosophen entnommen werden. Tatsächlich sind für die Sowjetphilosophen die Lehren der „Klassiker“ Marx, Engels und Lenin, wie es von der politischen Führung nach wie vor der Entstalinisierung gefordert wird, der unverrückbare Ausgangspunkt. Von diesen Dogmen aus werden durch logische Folgerung weitere Sätze abgeleitet, die man ähnlich wie in den Naturwissenschaften an der Erfahrung zu „verifizieren“ sucht; allerdings geschieht das in sehr großzügiger Weise, ohne sich um die Einzelheiten allzusehr zu bemühen. Diese ungenauen Nachprüfungen können schwerlich der eigentliche Grund für das unbedingte Festhalten an den Lehren der Klassiker sein. B. vermutet darum mit Recht, daß es gewisse „Meta-Dogmen“ sind, die den unbedingten Glauben an die Dogmen der Klassiker und deren Auslegung durch die Partei verständlich machen. Als solche Meta-Dogmen nennt er die „proletarische Erlösung“, d. h. den Glauben, daß das Proletariat die Aufgabe hat, die Menschheit zu erlösen, weil seine Interessen mit denen der Menschheit zusammenfallen, und das „kommunistische Endziel (destiny)“, d. h. die Überzeugung, daß die Überwindung des Kapitalismus und der Triumph des Kommunismus das glorreiche Endziel ist, das mit Notwendigkeit kommt. Die Partei führt zu diesem Ziel, sie ist in dieser Beziehung die rechtmäßige Nachfolgerin der Klassiker; darum verdient sie Glauben. Im Schlußkapitel zeigt B., wie die tatsächlich gehandhabte Methode dem entspricht,

was das „Kurze Philosophische Wörterbuch“ von Rozental und Judin als „Scholastik“ definiert — daher der Titel des Buches. Freilich ist es in Wirklichkeit nur die scholastische Theologie, in Analogie zu der die Sowjetphilosophie aufgefaßt werden kann, und auch das nur mit dem entscheidenden Unterschied, daß diese sich für ihre Dogmen auf göttliche Offenbarung beruft, während die Sowjetphilosophie sich auf einen rein menschlichen, im letzten subjektiven Glauben stützt. — Das Buch hat den Zorn der Sowjetideologen erregt, wie man aus einem in den „Ost-Problemen“ (1963, Heft 13, 410—412) übersetzten Beitrag des Moskauer „Kommunist“ entnehmen kann. Im Grunde wird aber auch in dieser Widerlegung zugegeben, daß die Sätze, die B. als „Dogmen“ und „Meta-Dogmen“ bezeichnet, die Leitsätze sind, von denen die Sowjetphilosophie ausgeht. Nur wird behauptet, diese Leitsätze seien wissenschaftlich bewiesen, ja selbst die „Meta-Dogmen“ seien „mit nicht zu überbietender, überzeugender Klarheit in völliger Übereinstimmung mit den strengsten Geboten wissenschaftlichen Denkens durch die Analyse und Verallgemeinerung historischen Materials bewiesen“ und würden „täglich neu bewiesen durch die Tat“. Da können wir nur sagen: Wir stellen strengere Anforderungen an einen „wissenschaftlichen Beweis“. Ein wenig mehr kritische Reflexion über die Tragweite empirischer Methoden (die allein als „wissenschaftlich“ anerkannt werden) täte not. Dann würde man nicht auf Grund vergangener Tatsachen zukünftige, die immerhin andersartig sind, als „wissenschaftlich bewiesen“ bezeichnen, und erst recht nicht metaphysische Aussagen (wie es die des Dialektischen Materialismus als Aussagen über *absolut notwendige* Sachverhalte sind) empirisch beweisen wollen.

J. de Vries

Wetter, Gust. A., Sowjetideologie heute, Bd. 1: Dialektischer und historischer Materialismus (Fischer Bücherei, 460). kl. 8^o (339 S.), Frankfurt a. M. 1962, Fischer. 3.80 DM. — Dieses Bändchen ist keineswegs nur eine Kurzfassung des umfangreichen Werkes W.s über den Dialektischen Materialismus, sondern behandelt zusätzlich den Historischen Materialismus und die marxistische Wirtschaftslehre und bietet vor allem eine umfassende Kritik. Freilich sei gleich einschränkend bemerkt, daß die Kritik meist systemimmanent bleibt, ohne Konfrontierung mit einem anderen, nichtkommunistischen Weltbild. Nicht nur Raumbeschränkung, sondern vor allem auch Zugänglichkeit für nichtchristliche Leserkreise werden den Verf. dazu bewogen haben. — Das Kap. über die Wirtschaftslehre wurde in Zusammenarbeit mit Wolfg. Leonhard verfaßt, der auch den 2. Band von „Sowjetideologie heute“ mit dem Untertitel „Die politischen Lehren“ („Theorie und Taktik des Weltkommunismus“ und „Lehre vom Sozialismus und Kommunismus“) schrieb. Damit liegt nun erstmals ein Gesamtkommentar des offiziellen, über 800 Seiten starken Moskauer Lehrbuches „Grundlagen des Marxismus-Leninismus“ vor, das 1958 erschien und die Wandlungen nach Stalins Tod berücksichtigt. — Der 1. Teil (Dialektischer Materialismus) handelt in 6 Kapiteln über „die Philosophie des revolutionären Proletariats“, „die Materie und ihre Eigenschaften“, „Materie und Bewußtsein“, „die materialistische Dialektik als Lehre vom allgemeinen Zusammenhang der Erscheinungen“, „die Gesetze der materialistischen Dialektik“ und „die Erkenntnistheorie“. Dabei kommen mehr oder weniger alle *philosophischen Zentralfragen* zur Sprache; genannt seien außer dem Materieproblem und dem Idealismus die Frage nach der Wahrheit überhaupt, Raum und Zeit, Unendlichkeit, Bewegung und Veränderung, sinnliches und geistiges Bewußtsein, Existenz und Erkenntnis Gottes, Ursache, Wirkung, Gesetz, Notwendigkeit, Zufälligkeit und Freiheit, Erkenntnisprinzipien, formale und dialektische Logik u. a. — Der 2. Teil (Historischer Materialismus) bringt die kommunistische *Geschichtsphilosophie*. Nach jeweiliger Erklärung der besonderen Inhalte, die man heute in Moskau mit den marxistischen Termini Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, Basis und Überbau, ökonomische Gesellschaftsformation, Partei, Klasse, Klassenkampf und Revolution, Staat und Recht usw. verbindet, folgt die Darlegung ihrer Funktionen im Zusammenhang und eine kritische Stellungnahme. Ist der Historiat wirklich Materialismus oder doch nur „Ökonomismus“, in welchem der menschliche Geist der erste und entscheidende Faktor bleibt? Wie steht es mit den „Bewußtseinsmomenten“ Wissenschaft, Philosophie, Kunst, Moral und Religion? Sind sie wirklich nur Widerspiegelung der wirtschaftlichen Basis, denen man eine gewisse Rückwirkung auf die sozialen Verhältnisse zubilligt, oder nicht

vielmehr die primären Triebkräfte? — Der 3. Teil (*Marxistische Wirtschaftslehre*) ist etwas kurz geraten, doch bringt auch die sowjetische Vorlage darüber nicht sehr viel. Im kommunistischen Raum wird dieser Gegenstand wegen seiner großen Bedeutung in einem eigenen, ebenfalls über 800 Seiten starken Lehrbuch abgehandelt. — Die innere Begründung der kommunistischen *Parteilichkeit* (18 ff.), die neben der Praxis das tragende methodologische Prinzip des Diamat darstellt, hätte man sich präziser gewünscht, wenn dazu auch ein wesentlicher Gedanke des Historischen Materialismus vorweggenommen werden müßte. Die sowjetische Einteilung der ganzen Ideologie, der der Verf. folgt, ist ja überhaupt problematisch. Die politische Begründung, warum die Kommunisten auch heute noch unbedingt am *Materialismus* und Atheismus festhalten müssen, könnte man ebenfalls deutlicher geben, als es (58 f., 331) geschieht. In der Lehre von den dialektischen *Sprüngen* liegt die Unklarheit darüber, ob eine echte Kontinuität des Alten mit dem Neuen gewahrt bleibt oder nicht, an der sowjetischen Vorlage (101—122). Gewiß leugnet der Diamat das *Widerspruchsprinzip* nicht im logischen Bereich, wohl aber seine ontologische Geltung. Das stellt W. klar heraus (108), meint aber trotzdem auf der gleichen Seite, man habe es im Diamat nicht mit wirklichen Widersprüchen zu tun, sondern nur mit „irgendwelchen Gegensätzen“. Die echte, reale Widersprüchlichkeit jeglicher Veränderung ($A = \text{Nicht-A}$) scheint mir aber nach wie vor in Moskau behauptet zu werden. Wenn dies einmal aufgegeben wird, bricht die dialektische Negation als neuschaffendes Prinzip im untergeistigen Bereich zusammen und damit der ganze Diamat. Diese Problematik kommt dann in der Kritik der materialistischen Dialektik (116 ff.) in Konfrontierung mit Hegel und in der Erkenntnistheorie (142 ff.) von neuem zur Sprache. — Interessant ist ferner die Tatsache, daß seit Erscheinen des obengenannten sowjetischen Lehrbuchs das *Bewußtsein* als nichtmateriell gilt, genauer gesagt als „nichtmaterielle Eigenschaft, nichtmaterielles Produkt, nichtmaterielle Funktion der Materie“. Wie sich das logisch halten läßt und wie man dabei einen ontologischen Dualismus vermeidet, der doch das Ende des offiziellen materialistischen Monismus bedeuten würde, bleibt eine offene Frage. — Ein, vielleicht sogar das Zentralproblem der ganzen kommunistischen Ideologie bildet das Problem *Notwendigkeit und Freiheit*: wenn die klassenlose Gesellschaft mit ähnlicher Notwendigkeit kommt wie die nächste Mondfinsternis, welche Rolle spielt dann noch die menschliche Freiheit, die befohlene Parteitätigkeit usw.? W. meint, die menschliche Willensfreiheit bleibe mit einer solchen Voraussage vereinbar und beruft sich dabei auf die Sozialstatistik und auf die statistischen Gesetze überhaupt, besonders in der Mikrophysik (196). Das ist m. E. nicht haltbar. Im sozialen Sektor können Voraussagen nur moralische Sicherheit beanspruchen, während der Marxismus-Leninismus das kommunistische Zukunftsparadies mit einer Notwendigkeit voraussagt, die eine bloß moralische Sicherheit weit übersteigt, ja sogar „unabhängig vom Willen und Bewußtsein der Menschen“ ist. Was die Mikrophysik angeht, so ergibt sich die „Unregelmäßigkeit“ der Einzelfälle hier nicht aus einer freien Selbstbestimmung der Elementarteilchen, sondern aus der Unvollkommenheit unserer Erkenntnis. — Unsere Einwände sollen die große Bedeutung dieses äußerlich unscheinbaren Bändchens nicht schmälern. W. gilt im Westen unbestritten als der beste Kenner der sowjetischen Philosophie. Die hier vorliegende kurze Einführung sollte jeder Gebildete lesen, handelt es sich doch um eine überaus geschichtsmächtige Weltanschauung, die heute wahrscheinlich schon mehr bewußte Anhänger zählt als alle anderen philosophischen Systeme zusammen, die christliche Philosophie nicht ausgenommen.

H. Falk

Falk, Heinr., Die ideologischen Grundlagen des Kommunismus. 8^o (154 S.) München 1961, Olzog. 5.80 DM; geb. 7.80 DM. — Dieser erste Band der Kasette „Der Kommunismus“ will eine Einführung in die Sowjetphilosophie bieten, die wissenschaftlich zuverlässig und auf den neuesten Stand gebracht und gleichzeitig auch philosophisch ungeübten Lesern verständlich ist. Sie ist speziell für Abiturienten, Studenten und Studienräte gedacht, die sich schnell und doch gründlich über die wichtigsten Punkte orientieren wollen. So hält sie in ihrer Zielsetzung die Mitte zwischen dem für breiteste Leserkreise gedachten Bändchen desselben Verf. über die Weltanschauung des Bolschewismus (Würzburg ¹²1962, Echter-Verlag) und dem aus-

führlicheren Buch von G. Wetter, Sowjetideologie heute I (vgl. die vorhergehende Besprechung in diesem Heft), das höhere Anforderungen stellt. Der Stoff ist auf vier Kapitel verteilt, wobei die sowjetischerseits übliche Reihenfolge der Kapitel umgekehrt wird, um dadurch den Pragmatismus des gesamten Gedankengebäudes zu enthüllen. So wird im 1. Kap. die Lehre vom Kommunismus, dem politischen Ziel, der erstrebten Gesellschaftsordnung beschrieben, dann im Kap. über die politische Ökonomie die Arbeits- und Mehrwerttheorie von Marx dargestellt, die durch ihre naturgesetzliche Notwendigkeit die Erreichung dieses Zieles sichern soll. Den umfangreichsten Raum nimmt die Darstellung des Historischen und des Dialektischen Materialismus ein. An die Darstellung schließt sich jeweils Schritt für Schritt eine philosophische Kritik, die nicht nur immanent die Ungereimtheiten des Systems aufzeigt, sondern darüber hinaus eine Gegenposition vom Standpunkt der christlichen Philosophie aus entwickelt, so besonders in den Abschnitten über Moral, das Gute, das Gewissen, über Religion, Geist, die Gottesbeweise. So soll der Leser zu einer eigenen, positiv-aufbauenden Stellungnahme weitergeführt werden. — Die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus muß zweifellos in erster Linie nicht auf einzelwissenschaftlicher oder politischer, sondern auf philosophischer Ebene geführt werden. Die Primitivität des Systems führt den Fachphilosophen leicht zur Vernachlässigung dieser Aufgabe, während sie andererseits breitere Kreise für das System anfällig macht. Darum ist diesem klar geschriebenen Büchlein weite Verbreitung zu wünschen.

W. Kerber

Marko, Kurt, Sic et non. Kritisches Wörterbuch des sowjetrussischen Marxismus-Leninismus der Gegenwart (Veröffentl. d. Osteuropa-Instituts München, hrsg. von G. Stadtmüller, 18). 8^o (294 S.) Wiesbaden 1962, Harrassowitz. 30.— DM; geb. 36.— DM. — Etwa 100 soziologische, politische und philosophische Begriffe, die im Marxismus-Leninismus vielfach neue Inhalte bekamen und folglich in der Ost-West-Auseinandersetzung große Verwirrung verursachen, werden hier dargelegt und kritisch besprochen. Als Quellen dienen außer den Werken Lenins vor allem die beiden offiziellen Moskauer Lehrbücher „Grundlagen des Marxismus-Leninismus“ (deutsche Übers. Berlin 1960) und „Grundlagen der marxistischen Philosophie“ (dt. Üb. Berlin 1960), dann das „Kurze Philosophische Wörterbuch“ von Rozental und Judin (Moskau 1958, russ.), die „Philosophische Enzyklopädie“ Bd. I (Moskau 1960, russ.), die „Große Sowjetenzyklopädie“ (Moskau 1949—1958) u. a. Die Anregungen zur Kritik gaben vor allem die Werke von Bocheński, Fettscher, Leonhard, Meissner und Wetter. Oft wird auch der Pole Kolakowski zitiert. Trotz dieser guten Unterlagen sieht sich der Benutzer, der in M.s Wörterbuch präzise Auskünfte sucht, nicht recht befriedigt. Man hätte sich sowohl bei der Darstellung als auch in der Beurteilung eine klarere Herausarbeitung der wesentlichen Punkte gewünscht, findet dagegen eine Aneinanderreihung mehr oder weniger zufälliger Aussagen über die jeweiligen Gegenstände. In den darstellenden Abschnitten hätte M. das verwirrende Rankenwerk sowjetischer Phraseologie ohne Schaden des Quellenwertes weiter beschneiden, andererseits bei seiner eigenen Kritik weniger anti-kommunistische Ironie einflechten können. Ernsthafte Begründungen der beiderseitigen Standpunkte wären wichtiger gewesen. Sehr zu begrüßen sind die umfangreichen Literaturangaben zu jedem Artikel, in denen gewiß die Sachkataloge von Fachinstituten ausgewertet werden konnten.

H. Falk

Bocheński, J. M., Hrsg. Bibliographie der sowjetischen Philosophie. 4. Bd., Ergänzungen 1947—1960 (Sovietica, Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts der Univ. Freiburg [Schweiz]). 8^o (158 S.) Dordrecht 1963, Reidel. 32.— DM. — Schon in früheren Besprechungen (vgl. Schol 35 [1960] 439 f.) wurde über Wert und Nutzen dieser Bibliographie, deren 4. Band nun vorliegt, das Notwendige gesagt. Während die früheren Bände nur die zwei wichtigsten philosophischen Zeitschriften der Sowjetunion Voprosy filosofii und Filosofskie nauki auswerten, werden nun auch die philosophischen Beiträge von 12 weiteren periodischen Veröffentlichungen berücksichtigt, darunter die Zeitschriften der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, der Moskauer und der Leningrader Universität, die Voprosy psichologii, Uspechi fizičeskich nauk und der Vestnik drevnej istorii. Weiter sind die Aufsätze

philosophischer Sammelwerke (sborniki) und die Titel der Dissertationen verzeichnet. Der 5. Band soll dann ein vollständiges Namen- und Sachregister enthalten, der 6. Band die Reihe für 1961 und 1962 weiterführen. Leider ist bis heute in der Sowjetunion selbst noch keine vergleichbare philosophische Bibliographie erschienen, so daß man nach wie vor auf diese ausländische angewiesen bleibt. H. Falk

3. Naturphilosophie. Psychologie und Anthropologie

van Melsen, Andr. G., *Science and Technology* (Duquesne Studies, Philos. Ser., 13). 4^o (X u. 373 S.) Pittsburgh/Löwen 1961, Duquesne University-Press/Nauwelarts. 6.20 Doll.; geb. 6.95 Doll. — M., bekannt durch naturphilosophische Veröffentlichungen, wendet sich an jene, denen das zunehmende Vordringen von Naturwissenschaft und Technik in alle Bereiche des menschlichen Lebens ein Gegenstand ernster Besorgnis ist. Demgegenüber weist M. nach, daß diese Entwicklung ihrer Grundstruktur nach keine Fehlentwicklung darstellt, sondern die zwangsläufige Folge der Tatsache, daß der Mensch „Geist in Welt“ ist. Der 1. Teil behandelt das Wesen der Physik als des Prototyps naturwissenschaftlicher Erkenntnis, steckt natürlich ihre Grenzen ab, zeigt aber, daß vieles von dem, was kulturkritische Autoren gerne an den Naturwissenschaften bemängeln, lediglich Ausfluß einerseits der Wesensart materiellen Seins, andererseits der Sinnenbedingtheit menschlicher Erkenntnis ist und daß zwischen dem altgriechischen Wissenschaftsideal und der modernen Naturwissenschaft gar kein so großer Bruch besteht, wie oft behauptet wird. Der 2. Teil untersucht die Wechselwirkung zwischen Naturwissenschaft, Technik und allgemeinem kulturellem Leben und stellt einer übertriebenen Schwärmerei für die „unberührte Natur“ die wahre „Natur“ des Menschen als Geist-Leib-Wesen gegenüber. — Die Darlegungen sind eingehend und ausführlich, um auch jene Leser zu gewinnen, deren Abneigung gegenüber Naturwissenschaft und Technik eine ihrer Wurzeln in dem mangelnden Wissen von diesen Dingen hat. Gerade weil der Verf. aus seinen früheren Schriften als recht konservativer thomistischer Denker bekannt ist, gewinnt seine Stellungnahme gegen bekannte Lieblingsideen moderner Kulturkritik besonderes Gewicht. W. Büchel

Hennemann, Gerh., *Naturwissenschaft und Religion* (Erfahrung und Denken, 11). gr. 8^o (159 S.) Berlin 1963, Duncker & Humblot. 18.60 DM. — Dem 3. Teil (112—159), auf den sich der Titel im eigentlichen Sinn bezieht, sind zwei Teile über die naturphilosophische Problemgeschichte in Physik und Philosophie (9—77) und über die „physikalische Wirklichkeit“ (78—111) vorausgeschickt, um den Hintergrund darzustellen, vor dem sich heute die Begegnung von Naturwissenschaft und Religion vollzieht. Es sei daraus nur hervorgehoben, daß H. den großen „Umbruch“ in der Geschichte der Physik mit Recht nicht in dem Übergang von der klassischen zur modernen Physik, sondern in dem Übergang von der statisch-„geometrischen“ Naturauffassung der Antike und des Mittelalters zur dynamisch-funktionalen Naturbetrachtung der Neuzeit sieht (20 38). Dadurch, daß Thomas v. Aquino Natur und Übernatur deutlich schied, hat er der Eigenständigkeit der Naturbetrachtung vorgearbeitet und Entscheidungen getroffen, die sich auf das spätere, moderne wissenschaftliche Denken ausgewirkt haben (62). In der sehr eingehenden Diskussion der „physikalischen Wirklichkeit“ vertritt H. einen Realismus, der sich an N. Hartmann und G. Jakoby anlehnt. Der 3. Teil behandelt vor allem die Hintergründe des Galilei-Konflikts, die Abstammungslehre und das Wunder. „Die tiefste Ursache des Galilei-Konfliktes liegt in dem realistischen Weltbilddenken, das sowohl die Naturwissenschaft wie aber auch die Theologie jener Zeit betätigte. Nachdem die spezifisch religiöse Sinn-Metaphysik auch innerhalb der Theologie durch die Seins-Metaphysik der Wissenschaft verdrängt worden und so eine im Grunde gemeinsame geistige Ebene von Wissen und Glauben entstanden war, kam es eben zu diesem unheilvollen Konflikt. Genau besehen, begab sich aber die Theologie auf ein ihr wesensfremdes Gebiet, auf dem sie auf die Dauer notwendig unterliegen mußte“ (121). Die gemeinsame geistige Ebene von Wissen und

Glauben macht dem Verf. auch den „rationalen scholastischen Wunderbegriff“ suspekt; er möchte dem sogenannten „biblischen“ und „religiösen“ Wunder den Vorzug geben, bei dem Gottes Wirken *geglaubt* wird, wobei „Welterkennen und Glaubenserkennen etwas wesentlich Verschiedenes sind“ (148). Die Auffassung von R. Guardini wird sehr treffend zwar noch unter der Überschrift des scholastischen Wunderbegriffs, aber praktisch als Überleitung zum „biblischen“ Wunder behandelt. H. kritisiert auch mit Recht einige unzulässige Versuche, aus der modernen Physik „apologetisches Kapital“ zu schlagen; es wäre aber wohl besser, die doch ganz vorsichtigen Äußerungen A. Wenzls (137) nicht in diesem Zusammenhang einzubeziehen.

W. Büchel

Tragweite und Grenzen der wissenschaftlichen Methoden (Naturwissenschaft und Theologie, 5). gr. 8^o (207 S.) Freiburg 1962, Alber. 16.—DM.— Der Band enthält die Vorträge und Diskussionen der 4. Arbeitstagung des Institutes der Görres-Gesellschaft für die Begegnung von Naturwissenschaft und Theologie (24.—28. Sept. 1960 in Feldafing). Diese Begegnung wird nicht selten durch ein gegenseitiges Mißtrauen gestört, das auf Grenzüberschreitungen hüten und drüben beruht; die wichtigsten Arten solcher Grenzüberschreitungen hat H. Doms in seinem Vortrag über „die Aussagen der Schrift und der Theologie über die Natur in ihrem Verhältnis zu den Aussagen der Naturwissenschaft“ (176—199) ausgezeichnet zusammengefaßt (196—198). Zur Vermeidung solcher Grenzüberschreitungen ist eine philosophische Besinnung auf die Tragweite und Grenzen der wissenschaftlichen Methoden unentbehrlich; daraus erhellt die große Bedeutung des Themas der Tagung. H. Dolch geht in seinem Vortrag „Über das Wesen und die Eigenart der physikalischen Begriffe und Methoden“ die Frage historisch an (95—104). Während die aristotelisch-scholastische Naturphilosophie die Vorgänge aus dem Wesen der Dinge zu erklären versucht, sind sie nach der neuzeitlichen Physik Funktionen der Zeit und von Kräften: dort Ontologie des Seins, hier Ontologie des Werdens. In der Diskussion gibt B. Thum zu, daß eine Ableitung der Vorgänge aus dem Wesen der Dinge nicht möglich ist (108); das Wesen ist Bedingung der Möglichkeit der Phänomene, ihre notwendige Voraussetzung, aber nicht ihre hinreichende Voraussetzung, aus der sie mit Notwendigkeit abgeleitet werden; das von der Naturwissenschaft hypothetisch angenommene Gesetz ist dagegen zunächst noch nicht als notwendige Voraussetzung erwiesen, wohl aber muß es von der Art sein, daß die Phänomene aus ihm ableitbar sind. Das eigene Referat Thums (120—135) ist ebenfalls zunächst geschichtlich; es stellt die Rückzüge dar, zu denen sich der logische Empirismus in seiner Wissenschaftstheorie gezwungen sah. Dann geht Th. zur eigenen Kritik an den auch heute noch verteidigten Thesen des logischen Empirismus über. Bedeutsam erscheint vor allem die Feststellung: „Die Logik ist ... Voraussetzung der Existenz formalisierter Sprachsysteme und kann nicht nur die Regelordnung solcher Systeme sein“ (132). Und weiter: „Der Schritt von einer beobachteten Regelmäßigkeit zur Behauptung eines allgemeinen Gesetzes ist letztlich getragen vom Gründenlassen der schon vorliegenden Erfahrungen in Gegenständen und ihren Eigenschaften und Verhaltensweisen sowie von der Auffassung der noch ausstehenden Fälle als Ereignissen an denselben oder an gleichartigen Gegenständen“ (134). Ähnlich weist auch J. Meurers in seinem überaus klaren Vortrag auf die notwendigen Voraussetzungen aller empirischen Wissenschaft und insbesondere der Astronomie hin (7—27); dieser Vortrag entspricht am meisten dem Rahmenthema der Tagung. Da die Methode der exakten Wissenschaft die Messung ist, können ihre Ergebnisse auch nur Meßresultate sein, dagegen nicht Antworten auf metaphysische Fragen, z. B. nach der Schöpfung (21). Voraussetzung der Astronomie ist, daß die Gesetze, die im irdischen Laboratorium gefunden werden, auch im ganzen Weltall gelten; die phantastischen Ergebnisse, zu denen diese Voraussetzung führt (Expansion des Weltalls fast mit Lichtgeschwindigkeit), haben zu Zweifeln an dieser Voraussetzung geführt; auch mit einer Möglichkeit der Veränderung der Naturkonstanten muß man erstlich rechnen (19), wenn diese Veränderung auch so langsam erfolgt, daß sie für uns nicht beobachtbar ist. Die Induktion, meint M., beruhe auf einem Seinsvertrauen (32), eine wohl mißverständliche Formulierung, die denn auch verschiedentlich

Widerspruch erregt. Neben dem Vortrag von M. ist sachlich am bedeutsamsten das Referat von *N. M. Luyten O. P.* über „das Verhältnis von Wissenschaftskritik und Naturphilosophie“ (150—162), in dem er sich entschieden für eine echte Naturphilosophie als Ontologie der Natur einsetzt und sie gegen die empirische Wissenschaft abgrenzt. Weitere Referate: *M. J. Heuts*, *Évolution et Création de l'homme* (42—52) und *J. Piveteau*, *La question de l'orthogenèse* (70—74). — Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß es in den Diskussionen sogar zwischen ersten Fachleuten hie und da zu Mißverständnissen der Terminologie der jeweils anderen Wissenschaften gekommen ist — eine Mahnung zum Verzicht auf allzu spezielle Terminologien in solchen Gesprächen. (Kann man z. B. erwarten, daß jeder Gebildete weiß, was ein subjunktiver Konditionalsatz ist?)
J. de Vries

Müller, Arno Herm., Lehrbuch der Paläozoologie. Bd. II: Invertebraten, Teil 3: Arthropoda 2 — Stomochorda. gr. 8^o (XVII und 698 S., 854 Abb.) Jena 1963, Fischer. 75.— DM. — Das groß und außerordentlich umfassend angelegte Lehrbuch, dessen früher erschienene Bände wir bereits in dieser Zeitschrift besprochen haben (vgl. Schol 37 [1962] 157), bringt im 3. Teil zum Invertebratenband die sehr wichtigen Gruppen der Crustaceen, Myriapoden, Insecta, Echinodermata sowie die Stomochorda; das Schlußkapitel bringt eine hochinteressante Zusammenstellung zur Ichnologie der wirbellosen Tiere. Im vorliegenden Band fällt auf, daß bisher weniger berücksichtigte Gruppen, wie die Ostracoden, Echinodermen und Graptolithen, eine besondere Beachtung gefunden haben, die durchaus ihrer Bedeutung entspricht. Besonders dankbar wird aber vor allem die Zusammenstellung der bisherigen Ergebnisse über die Ichnologie der Invertebraten begrüßt werden. Unter Ichnologie versteht man die Lehre von den Lebensspuren, also Erscheinungen, die lebende Organismen auf oder in einem unbelebten oder belebten Substrat hinterlassen und die die Ortsveränderungen des Erzeugers nicht mitmachen. Daß bisher die Ichnologie in der Paläontologie wenig beachtet wurde, führt M. (615 ff.) darauf zurück, daß die fossilen Lebensspuren nur selten auf bestimmte Organismen zurückgeführt werden können. Ferner sind sie in ihrer Ausbildung weithin von der Beschaffenheit des Sediments, dem Tempo der Bewegung des Tieres und seinem psychologischen und physiologischen Zustand abhängig. Sehr bedeutend sind die Lebensspuren aber als Faziesfossilien. Lebensspuren kommen außerdem in allen Formationen vom Kambrium bis heute ziemlich häufig vor und sind in manchen, zum Teil sehr mächtigen Gesteinsserien fast die einzigen Fossilien. Eine typenmäßige Erfassung und eine ökologische Analyse der Lebensspuren ist also heute dringend nötig. Mit Band III (Vertebraten in 3 Teilen) soll das in der deutschen Literatur einmalige Werk bis 1965 abgeschlossen werden.
A d. H a a s

Wurmbach, Herm., Lehrbuch der Zoologie, 2. Bd. gr. 8^o (XXII und 838 S., 772 Abb.), Stuttgart 1962, Fischer. 76.— DM. — Dem 1957 erschienenen 1. Teil des Lehrbuches der Zoologie, der die allgemeine Zoologie und Ökologie behandelt (vgl. Schol 32 [1957] 464), folgt hier der 2. Teil als „Spezielle Zoologie“. Hiermit liegt wieder ein geschlossenes Lehrbuch der Zoologie vor, das seit vielen Jahrzehnten vermißt wurde. Man denke nur daran, daß der berühmte „Claus-Grobben-Kühn“ 1932 das letztmal neu aufgelegt wurde. Um so mehr muß man bewundern, daß ein Mann allein das gewaltige Unternehmen gewagt hat, die gesamte Zoologie lehrbuchmäßig zusammenzufassen, was ja heißt, die wesentlichen Tatsachen aus der fast unüberschaubar gewordenen Fülle der Erkenntnisse herauszustellen. Daß W. dieser große Wurf im wesentlichen gelungen ist, wird jeder unvoreingenommene Leser bestätigen müssen. Es war außerdem der Wunsch des Verf. (Vorwort), das Buch möglichst lebensnah zu gestalten. Aus der großen Formenfülle der Tierwelt, von der ja eine spezielle Zoologie einen fundierten systematischen Eindruck vermitteln muß, wurden solche Beispiele hervorgehoben, die für den Menschen, für die Ökologie oder aus allgemein-theoretischen Gründen von Wichtigkeit sind. Verhältnismäßig viel Raum nehmen daher die Haustiere, das Wild, die Parasiten beider und des Menschen, ferner die Parasiten der Forst- und Kulturpflanzen ein. Ferner wurde versucht, an den gegebenen Beispielen allgemeine Gesetzmäßigkeiten zu illustrieren und Hinweise auf die ökologische Bedeutung jeder Tiergruppe zu

geben. Ferner fällt auf, daß im Unterschied zu andern zoologischen Lehrbüchern die ausgestorbenen Tiergruppen und die Ergebnisse der Paläozoologie mehr berücksichtigt wurden. Damit ist auch die Einordnung der rezenten Tierwelt in ein umfassendes Ganzes des Naturgeschehens gelungen. In den Schriftenverzeichnissen zu den einzelnen Kapiteln hat der Verf. sich auf die hauptsächlichsten und gebräuchlichsten Hand-, Lehr- und Bestimmungsbücher beschränkt, hie und da auch allgemeinverständliche und theoretische Schriften genannt. Dem System der Tiere, dem eigentlichen Thema des 2. Bandes (51—776), sind 4 kürzere Kapitel über zoogeographische, paläontologische, nomenklatorische Fragen vorangestellt (3—50). Diese vorbereitenden Kapitel bieten besonders dem Naturphilosophen des Organischen einen ganz hervorragenden Überblick über die heute wichtigsten Probleme, wie sie sich im Zusammenhang mit einem System der Organismen stellen. Was der Verf. z. B. über das Problem der Höherentwicklung (28 ff.) oder die stoffwechselphysiologische Einheit und Kennzeichnung der lebenden Substanz sagt (41 ff.), ist für ein sachgerechtes Denken des Naturphilosophen unbedingt zu beachten. Wir möchten darum annehmen, daß auch der 2. Band dieser umfassenden Zoologie nicht nur für Biologen Bedeutung hat.

A d. H a a s

Fortschritte der Zoologie (begr. von M. Hartmann, hrsg. von H. Bauer), Bd. 16, 1. Liefg. gr. 8^o (186 S., 28 Abb.) Stuttgart 1963, Fischer. 38.50 DM. — Die 1. Lieferung dieses heute sowohl für Biologen wie für alle an den Fortschritten der Naturwissenschaften Interessierten unentbehrlichen Berichtsorgans bringt drei Übersichtsberichte. Zuerst geben W. Hanke und H. Giersberg einen Überblick über die Hormonforschung. Die besprochene Literatur schließt mit dem 1. 10. 62 ab. Es werden zuerst die Wirkungsmechanismen der Hormone beschrieben, die man in drei Gruppen zusammenfassen kann: 1. Beeinflussung der Genaktivität, 2. Änderung der Permeabilität und 3. Veränderung von Enzymaktivitäten. Allen diesen Wirkungen ist gemeinsam, daß es sich dabei um strukturelle Modifizierungen handelt und daß ein optimaler Effekt immer von der Intaktheit der Struktur abhängt (24). Die Hormone betätigen sich in den Zellen in Form eines Induktors, der die Differenzierungsrichtung abwandelt. Nach der Besprechung der biologischen Wirkungen der Hormone folgt ein umfangreiches Schriftenverzeichnis (42—57), das die große Bedeutung dieses Forschungszweiges der modernen Biologie klar erkennen läßt. — Der zweite Bericht von M. Lindauer ist der allgemeinen Sinnesphysiologie, und zwar der Orientierung im Raum, gewidmet (59—140). Der Verf., Schüler von K. v. Frisch und z. Z. einer der besten Kenner der Orientierungsfrage, behandelt in seinem außerordentlich klar abgefaßten Bericht zuerst die allgemeine Frage nach den Kennzeichen einer Orientierungshandlung: Zunächst werden Primärorientierung und Sekundärorientierung getrennt, sodann Auslösung, quantitative Auswertung, Steuerung und Erb- oder Lernkomponente der Orientierungshandlung besprochen. Es folgen die Berichte über die einzelnen Sinne: zuerst die Orientierung mit Hilfe des optischen Sinnes (82—100); was hier Lindauer z. B. über die biologisch unglaublich sinnvolle phototaktische Orientierung der Nematode *Dictyocaudus viviparus*, über *Littorina obtusa* (82) oder über die Kompaßorientierung nach Sonne, Mond und Sternen (86 ff.) referiert, müßte eigentlich den Naturphilosophen tief beeindrucken und zu sach begründeter Spekulation anregen. Auch die Besprechung der Orientierung mit Hilfe der chemischen (III) und mechanischen Sinne (IV) bringt eine Fülle hochinteressanter Tatsachen. Ein 17 Seiten umfassendes Schriftenverzeichnis beschließt den Bericht, dessen genaueres Studium nicht nur dem Biologen anzuraten ist. — Die letzte Übersicht über „Marine Synökologie“ stammt von W. Wieser (141—186). Unter mariner Synökologie versteht man die Beziehungen, die zwischen Meeresorganismen herrschen. Diese kann man funktionell oder strukturell betrachten. Mit Recht betont W. in der Einleitung seines Berichtes: „Die Meinung, die strukturelle Betrachtungsweise würde durch die funktionelle bei zunehmender Einsicht überflüssig gemacht werden, ist ebenso sinnlos, wie die Ansicht, die Morphologie könne in Physiologie ‚aufgelöst‘ werden. Es ist jedoch klar, daß die funktionelle Seite der Synökologie zu einer immer intensiveren Erforschung der einzelnen Glieder einer interorganismischen Beziehung führen muß, somit in die Autökologie mit all ihren freiländlichen

und experimentellen Aspekten mündet. Eine scharfe Trennung zwischen Syn- und Autökologie zu ziehen wäre somit unrealistisch“ (141). Zuerst bespricht W. die Populationsdynamik, d. h. die Verteilung und Veränderung mariner Populationen, wobei zuerst die Arbeiten über das Plankton, dann über Nekton und Benthos referiert werden. Im 2. Teil seines Referates wird von W. Stoffumsatz und Produktionsbiologie, im 3. Teil die Biozönotik erörtert. Arbeiten über die Lebensräume (litorale Hartböden, Sand- und Schlammböden, tiefe Meeresböden) beschließen den Bericht. Auch hier ist das Schriftenverzeichnis außerordentlich umfassend (175—186).

A d. H a a s

Haas, Joh., Die Physiologie der Nervenzelle. 8^o (327 S., 25 Tafeln mit 80 Abb.), Berlin-Nikolassee 1962, Borntraeger. 32.— DM. — Die Funktion des Neurons kann gegenwärtig als die am besten bekannte Zelltätigkeit gelten, nachdem über hundert Jahre hindurch dieser hochspezialisierte Zelltyp die Aufmerksamkeit zahlreicher Forscher gefunden hat. Es ist darum sehr zu begrüßen, daß ein so kenntnisreicher Zellphysiologe wie Joh. Haas sich die Aufgabe gestellt hat, aus den zahlreichen bisher gewonnenen Forschungsergebnissen ein innerlich zusammenhängendes Bild von der Funktion der Nervenzelle zu zeichnen. Im Mittelpunkt der Darstellung steht selbstverständlich Wesen, Erzeugung, Leitung und synaptische Übertragung der nervösen Erregung. Die Hauptfunktion wird natürlich auch hier getragen und ermöglicht durch die Organisation und den biochemischen Haushalt der Nervenzelle. In der kurzen Einleitung (7 f.) betont der Verf., daß das Nervensystem kein Syncytium ohne Zellgrenzen darstellt, wie manche Forscher früher glaubten; morphologische, physiologische und pathologische Tatsachen sprechen eindeutig dafür, daß es aus einer sehr großen Zahl von Einzelzellen aufgebaut wird, den Nervenzellen oder Neuronen. Bei den meisten Tieren läßt sich ein zentrales und ein peripheres Nervensystem unterscheiden. Im zentralen System laufen alle von den äußeren und inneren Sinnen ausgelösten nervösen Impulse zusammen und werden zu Handlungseinheiten zusammengefaßt. Das periphere System, dessen Nerven alle Organe des Körpers durchziehen, verbindet die einzelnen Organe mit dem Zentrum und untereinander. Die Nerven bestehen meist aus einer großen Zahl von Einzelfasern, Ausläufern von Neuronen, die im Rückenmark oder in einem Spinalganglion liegen und bis zu den einzelnen Zellen des Körpers reichen. Im 1. Abschnitt behandelt H. die morphologische Organisation des Neurons, das den größten, kompliziertesten und veränderlichsten Zelltyp des tierischen Organismus darstellt. Leider läßt sich die Mehrzahl der überaus reichen morphologischen Befunde heute noch nicht mit der Hauptleistung des Neurons (Impulserzeugung und Verarbeitung), sondern nur mit seiner biochemischen Aktivität in Verbindung bringen. Im 2. Abschnitt wird die Funktion des Axons besprochen (64—120). Als eigentliche aktive Leistung der Nervenfasern ist die Aufrechterhaltung des Ruhepotentials anzusehen. Im 3. Abschnitt folgt die Funktion der Synapsen. Während man lange Zeit annahm, daß die Impulsübertragung an der Synapse entweder als rein biochemischer oder als rein elektrischer Vorgang zu begreifen sei, zeigt H., daß bei der Impulsübertragung sowohl chemische als auch elektrische Vorgänge beteiligt sind. Im 4. Abschnitt werden sensorische Neuronen besprochen, und zwar: das Pacinische Körperchen, der Dehnungsrezeptor der Crustaceen, die Sehzellen der Wirbeltiere und schließlich die Photorezeptoren des Limulus-Auges (199—271). Der letzte (5.) Abschnitt ist der biochemischen Aktivität der Neuronen gewidmet. In einer Neuauflage, die man dem ausgezeichneten Buch wünschen möchte, wäre ein zusammenfassendes Schlußkapitel dringend erwünscht, das den inneren Zusammenhang der vielen referierten Tatsachen über die Funktion der Nervenzelle nochmals übersichtlich herausstellen müßte.

A d. H a a s

Juritsch, Mart., S. A. C., Sinn und Geist. Ein Beitrag zur Deutung der Sinne in der Einheit des Menschen (Studia Friburgensia, N. F. 28). 8^o (XX und 323 S.) Freiburg (Schw.) 1961, Universitätsverlag. 32.— DM. — Die vorliegende Arbeit stellt einen beachtenswerten Beitrag zur thomistischen Anthropologie dar; dabei wahrt der Verf. sich mit Recht das kritische Urteil gegenüber der Schule, deren Richtung er im wesentlichen durchaus vertritt. Gelegentlich möchte man der

Arbeit eine größere Nähe zur Empirie und zu den Methoden und Ergebnissen der empirischen Forschung wünschen. So wäre es nützlich gewesen, wenn er für die Erörterungen über die Gestalterfassung und ihre Psychologie neben Katz auch noch den einen oder anderen der bedeutendsten Vertreter der Gestaltpsychologie herangezogen hätte (vgl. 62). Das eigentliche Anliegen des Verf. gehört aber in den Bereich einer phänomenologischen und anthropologischen Psychologie. Im 1. Teil: Sinnlichkeit und Trieb, befaßt J. sich mit Schelers triebmotorischer Wahrnehmungslehre (15—76). Eine nicht geringe Schwierigkeit liegt darin, daß bei Scheler die Wahrnehmung auf den Trieb ausgerichtet, aber der Triebbegriff, jedenfalls in seiner Spätphilosophie, keineswegs eindeutig ist (25). Aber nicht nur die Wahrnehmung, sondern die gesamte „Sinnlichkeit“ (das Wort wird vom Verf. in der Einschränkung auf das sinnhafte Erkenntnisleben genommen) ist durch den Trieb und das Triebleben bestimmt. Das gilt auch von der Phantasie (vgl. 40—52). J. übt an dem Triebbegriff Schelers eine sachliche Kritik (64—76); das Entscheidende dieser Kritik liegt darin, daß Scheler in seiner Trieblehre eine zu starke Identifikation von Trieb und Leben vollzieht und das Sinnenleben des Menschen nicht in seiner wesenhaften Bezogenheit auf den Geist betrachtet. — Im 2. Teil (77—162) wendet der Verf. sich dem Problem der humanen Sinnlichkeit zu, deren innerer teleologischer Struktur Scheler nicht gerecht wird. Es geht ihm dabei um die Darstellung der humanen Sinnlichkeit in der Philosophie Merleau-Pontys. Zunächst wird das Subjekt der „perzeptiven Synthese“ behandelt, sodann ihr Terminus und ihre Strukturen (darunter Räumlichkeit und Zeit) und schließlich das Problem der perzeptiven Erfahrung in ihrer Beziehung zum geistigen Leben des Menschen (144—162). Für den Wahrnehmungsbegriff Merleau-Pontys sind zwei Aspekte bedeutsam: Es wird eine anschauliche sinnliche Gestalt und dazu ihr Sinn bewußt perzipiert (95). Gerade die letzte Bemerkung ruft an sich zu einer kritischen Betrachtung auf: es könnte durchaus sein, daß Sinn und Gestalt nicht identifiziert sind, wenn sie auch innerlich aufeinander hingeordnet sein mögen; ein Moment, das auch von J. kritisiert wird. Entscheidende Fragen, speziell nach der Geistseele als dem letzten Ermöglichungsgrund für das Bewußtsein des wahrnehmenden Subjekts, werden von M.-P. nicht beantwortet. Vor allem wird aber in seinem System die Geschichtlichkeit des menschlichen Erkennens in einer Weise überbetont, die den Weg zu metaphysischen und allgemeingültigen Wahrheiten versperrt (159). — Der 3., umfassendste Teil bringt den „Abschließenden Lösungsversuch“ (163 bis 316). Man kann ihn kurz dahin charakterisieren, daß (wesentlich nach den Gedankengängen des hl. Thomas) die Sinnlichkeit auf den Geist gerichtet ist (225—240). Im vollmenschlichen Erkennen wird die Sinnlichkeit vergeistigt und der Geist „versinnlicht“. Daß aber die sinnlichen Erkenntniskräfte nur zusammen mit den geistigen in Tätigkeit treten (246), ist für die frühkindliche Lebensphase jedenfalls nicht zu belegen. Eine gewisse Vorsicht ist auch gegenüber dem oft herangezogenen Vergleich Leib-Seele wie Schiff-Steuermann zu empfehlen, der gewöhnlich Platon zugeschrieben wird, sich aber in Wirklichkeit erst bei den Neuplatonikern findet. — Ein Literaturverzeichnis ist dem Buche vorangestellt, Autoren- und Sachverzeichnis erleichtern die Orientierung.

L. Gilen

Nuttin, Jos., *Psychology in Belgium*. 8^o (79 S.) Louvain/Paris 1961, Publications Universitaires. 70.— bFr. — N. gibt einen kurzgefaßten Überblick über die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der psychologischen Forschung und Praxis in Belgien. Ursprünglich war dabei an eine Sammlung gedacht, die für Amerikaner einen allgemeinen Einblick in die Lage der Psychologie in Europa bieten sollte. Auch der ausländische Europäer wird mit Interesse die Entwicklung der Psychologie in Belgien verfolgen, speziell soweit sie gegenwärtige Tendenzen der Forschungsarbeit an den Universitäten und ihre Anwendungen betrifft.

L. Gilen

Michotte, A. et collab., *Causalité, Permanence et Réalité phénoménales. Études de Psychologie expérimentale*. 8^o (609 S.) Louvain 1962, Publications Universitaires. 500.— bFr. — Der vorliegende starke Band ist eine Jubiläumsgabe für den achtzigjährigen, verdienten Forscher und langjährigen Leiter des Löwener

Institutes für Psychologie. In dem Buche sind hauptsächlich eigene Arbeiten Michottes vereinigt, die er seit der Veröffentlichung von „La perception de la causalité“ 1946 (2. Aufl. 1954) zu diesem Fragenkomplex und damit zusammenhängenden Problemen verfaßt hat. Aber auch eine Reihe von Untersuchungen, die auf seine Anregung zurückgehen, haben Aufnahme in das Buch gefunden; erstmals werden hier gedruckt die Arbeiten von W. J. M. Levelt, Motion braking and the perception of causality (244—258) und G. Grabbé, Rivalité entre différents types d'organisation structurale de causalité perceptive (259—274). Die genannten Arbeiten beschließen den 1. Teil des Buches: La causalité perceptive (9—274), der mehrere Arbeiten M.s selber enthält und von seiner hier erstmalig publizierten „Théorie de la causalité phénoménale. Nouvelles perspectives“ eingeleitet wird (9—90). Der 2. Teil befaßt sich mit der Permanence phénoménale (275—432); er enthält u. a. zwei amerikanische Arbeiten über den „Tunnel“effekt. Der 3. Teil: La réalité apparente (435—537) enthält mit einer Ausnahme persönliche Arbeiten M.s; im letzten Teil Études générales (541—609) sind verschiedene Untersuchungen des Herausgebers zur Sinneswahrnehmung neu abgedruckt. Auf zwei interessante Arbeiten M.s über scheinbare Realitäten in der Filmbetrachtung sei noch ausdrücklich hingewiesen: Le caractère de „réalité“ des projections cinématographiques (435—453) und La participation émotionnelle du spectateur à l'action représentée à l'écran (501 bis 511). L. Gilen

Klein, Melanie, Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse. 8^o (203 S.) Stuttgart 1962, Klett. 19.—DM. — Es ist auffallend, welchen Umfang nach der bekannten Verfasserin und ihren Analysen bei kindlichen Patienten das Über-Ich, Schuldgefühle und Wiedergutmachungstendenzen bereits im Leben des Kleinkindes annehmen können. Schon im zweiten Viertel des ersten Lebensjahres tritt das Kind in die von Kl. sogenannte „depressive Position“ ein. Im Zusammenhang mit einer neuen Objektbeziehung zur Mutter erlebt das Kind aggressive Regungen ihr gegenüber, mit denen ein „starkes“ Schuldgefühl verbunden ist (115; vgl. auch 18). Die Auffassungen der Verf. über Angst und Schuldgefühl haben sich in einer Reihe von Jahren der psychoanalytischen Praxis allmählich entwickelt. Die hier gesammelten Abhandlungen umspannen einen Zeitraum von fast 40 Jahren (1921—1960), die wichtigsten Beiträge sind, seit der Emigration 1933, ursprünglich in englischer Sprache geschrieben. In der Abhandlung „Zur Theorie von Angst und Schuldgefühl“ (127—145) beschreibt Kl. die Schritte, die zu ihren letzten Anschauungen dieser Probleme geführt haben. Bei einer ihrer kindlichen Patientinnen hat sie schon für das Alter von 2—9 Jahren ein sehr strenges und unachgiebiges Über-Ich festgestellt, eine Entdeckung, die sich bei den Analysen anderer Kinder bestätigte (22 f., in der Abhandlung: Die Psychoanalytische Spieltechnik, ihre Geschichte und Bedeutung, 11—29). Sie kam zu der Einsicht, welche „lebenswichtige Rolle“ dem Drang nach Wiedergutmachung in der Entwicklung des Seelenlebens zukommt; eine Erkenntnis, die für die Psychologie des Gewissens, nicht nur bei Kindern, weittragende Bedeutung hat. In vielen Fällen besteht zwischen Schuldgefühlen, Aggressionen und Wiedergutmachungstendenzen ein genetischer Zusammenhang (48 115 18); ein Phänomen, das speziell in psychologischen Untersuchungen zum Antisemitismus nach dem zweiten Weltkrieg öfter betont worden ist. Für die Psychologie der Entwicklung ist die Feststellung der Verf. wichtig, daß „Schizophrenie im Kindesalter sehr viel häufiger ist, als gewöhnlich angenommen wird“ (41; vgl. auch die Bemerkungen über einige schizoide Mechanismen, 101—126). Mit psychotischen Stadien in der Entwicklung des Kleinkindes befassen sich zwei weitere Beiträge: „Zur Psychogenese der manisch-depressiven Zustände“ (44—71) und „Die Trauer und ihre Beziehung zu manisch-depressiven Zuständen“ (72—100). Die Verf. glaubt zwar, daß „die Fixationspunkte für alle psychotischen Erkrankungen“ in der frühen Kindheit zu suchen sind, wehrt sich aber gegen das Mißverständnis, daß sie alle Kleinkinder für psychotisch halte (101). Dagegen sei eine infantile Neurose der „normale Weg“, auf dem das Kind seine Ängste modifiziert und mit ihnen fertig zu werden sucht (75). — Man kann dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern für die Sammlung und Übersetzung dieser Aufsätze nur danken. Es wäre zu wünschen, daß z. B. die Theorien der Verf. über frühkindliche Phantasien, Um-

fang und Gehalt der in ihnen verinnerlichten Objekte auch unter dem Gesichtspunkt der Normalpsychologie einer genaueren Untersuchung unterzogen würde. Man kann sich fragen, wieweit dadurch die Konzeption der Verf. bestätigt oder evtl. auch ergänzt würde.

L. Gilen

Rogers, Carl et Kinget, G. Marian, *Psychothérapie et Relations humaines. Théorie et pratiques de la Thérapie non-directive*. Vol. I: Exposé général. — Vol. II: La Pratique. 8^o (319 bzw. 261 S.) Louvain/Paris 1962, Publications Universitaires. Jeder Bd. 240.— bFr. — Die beiden Bände zur nicht-direktiven Psychotherapie stellen nicht etwa eine Übersetzung der beiden Hauptwerke Rogers' dar: *Counseling and Psychotherapy* (1942) und *Client-Centered Therapy* (1951). Es handelt sich vielmehr um ein neues Werk, in dem der umfangreichere Teil des 1. Bandes von Rogers stammt: *Théorie et recherche* (146—315). Hier entwickelt R. seine Gedanken über Psychotherapie nicht nur für Fachleute, sondern für alle, die an den Problemen der zwischenmenschlichen Beziehungen, speziell an der Rettung des Persönlichen im Menschen interessiert sind (5). Im ersten Teil (7—141) gibt die aus Belgien stammende Verfasserin G. M. Kinget, Schülerin und Mitarbeiterin von R., eine Einführung in die Methode der nicht-direktiven Therapie, die mehr auf europäische Verhältnisse zugeschnitten ist. Im 2. Band erläutert sie an einer großen Zahl von Beispielen (Kap. V: Analyse de l'interaction et du processus; Le cas de Miss VIB [141—222]) die praktische Durchführung dieser Art von Therapie. Ein weiteres Kapitel bespricht das für R. so wichtige Interview mit dem Patienten: *La conduite de l'interview* (100—140), das Schlußkapitel behandelt die Übertragung: *Le transfert et le diagnostic* (223—254). Das sachliche Urteil über dieses Werk, seine theoretische Fundierung und seine praktische Brauchbarkeit muß dem therapeutisch geschulten und arbeitenden Fachmann überlassen werden. Es interessiert aber auch hier, in welcher Richtung nach K. die Bedeutung Rogers' gesehen werden muß: nicht in der Tatsache, daß er die Werte der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Liebe, überhaupt einer humanen Persönlichkeitsauffassung in die moderne Psychologie, ihre Theorie und ihre Anwendungen eingebaut hat. Sein Verdienst und seine Originalität liegen vielmehr darin, daß er diese Worte konkretisiert und einen Weg für ihre Integration eröffnet hat, der den verschiedensten Situationen und zwischenmenschlichen Verhaltensweisen und Beziehungsgefügen gerecht werden kann (vgl. 2, 255).

L. Gilen

Glaeser, Friedr., *Existenzielle Erziehung. Der Weg des Menschen zu sich selbst*. 8^o (262 S.) München u. Basel 1963, Reinhardt. 16.— DM. — Die erste Hälfte dieses sorgsam und feinfühlig geschriebenen Buches stellt in bekannten existenzphilosophischen Begriffen eine notwendige „Grundlegung“ (7—114) „existenzieller“ Erziehung dar. Dem Verf. geht es also um das „Selbstsein“ des Menschen, das sich nur in „Selbstbesinnung“ und „Selbstanschauung“ erschließe. In der Existenz wird das „Dasein als Ganzes auf sich selbst zurückgelenkt“ (10). Darin drückt sich das „Existent-Werden“ (32) des Menschen aus. Überzeugend wirkt der Rückgriff auf die Seinsphilosophie in dem Kapitel „Das Selbst und die Welt“ (33—73). Menschliche Existenz ereignet sich als „Selbstwerden“ in der Hingabe an die „Seinsmächtigkeit“ der „Dinge“, der Lebewesen und des „Du“. Das „Leben“ und das „Geistige“ stehen nicht gegeneinander. Leben wird vielmehr in seinem seinhafsten Grund geistig bejaht und verantwortet. Und daraufhin will „existenzielle“ Erziehung den Heranwachsenden hinweisen, ihm die Augen öffnen und ihn über das „Sichselbstbejahen“ (96) zu einem „entschiedenen Jasagen“ (120) verhelfen. — Dieses Jasagen, nach Gl. das „höchste Ziel der erzieherischen Spannung“, läßt sich „nur durch Anruf und Gegenspiel *locken*“ (120). Aufgabe der Erziehung sei es, daß der heranwachsende Mensch „die Sprache seines Daseins finde, daß er seine eigene Sprache spreche“ (122). Und wo es nach Gl. „kein System und keinen Normalplan des Tuns“ gebe, „gibt es auch keine bestimmten Methoden“ (123). Nicht von einer „Persönlichkeit im gehobenen Sinne“ gehe die erzieherische Wirkung aus, sondern „von der Art des Menschseins“ (127). Solche Art des Menschseins sieht das ganze Du des zu Erziehenden und glaubt daran. Solches Du ist ein „vorweggenommenes Du, eines, das durch das Ausgesprochen- und Ergriffenwerden erst zu sich selbst kommen soll“ (130).

Sehr richtig ist nach Gl. die erzieherische Liebe kein Eros, „kein durch die Erscheinung entflammtes und an ihr haftendes Liebestreben, sie ist ein aus der Tiefe der existenziellen Spannung immer wieder neu entspringendes freies Hinübergreifen“ (131). Solche Liebe schafft dann auch die rechte „erzieherische Atmosphäre (144—160) und den nötigen „Lebensraum“ (160—177) für den zu Erziehenden. Mit der erwachten „Dufähigkeit“ (179) des jungen Menschen verknüpft sich dann auch „soziales Verhalten und soziale Gesinnung“ (185). — Man kann Gl. wegen des aufreizenden Untertitels nicht einen einseitigen Individualismus vorwerfen, vielleicht aber anmerken, daß das Wie der Ausführung pädagogischer Leitlinien etwas zu kurz kommt. Die Arbeit Gl.s ermöglicht aber jedem Erzieher die immer notwendige und ruhige Selbstbesinnung, zumal das persönliche Engagement des Verf. ansteckend wirkt.

F. Schlederer

Richter, Horst-Eberh., Eltern, Kind und Neurose. Psychoanalyse der kindlichen Rolle. 8^o (325 S.) Stuttgart 1963, Klett. 29.50 DM. — R. untersucht die „pathogenetisch relevanten Einflüsse der Eltern auf das Kind“ (307), und zwar in ihren aktiv affektiven Ausprägungen. In einführenden Kapiteln (17—80) kommen verschiedene Theorien über neurosefördernde Elterneinflüsse auf das Kind zur Sprache. Anhand des sozialpsychologischen Begriffes der „Rolle“ (85) bestimmt R. die kindliche Rolle als „das strukturierte Gesamt der unbewußten elterlichen Erwartungsphantasien . . ., sofern diese dem Kind die Erfüllung einer bestimmten Funktion zuweisen“ (85 f.). Auf Grund der Freudschen Theorie der „Übertragung“ und der „narzistischen Projektion“ entspringt demnach die kindliche Rolle „dem elterlichen Bedürfnis, sich der Hilfe des Kindes bei der Austragung eines eigenen Konfliktes zu bedienen“, und wird entweder als eine „Objekt-Repräsentanz“ oder eine „narzistische Repräsentanz“ (93) offenbar. Die idealtypischen „Rollen-Skalen“, die der Verf. seit 1954 anhand von Beobachtungen von „Eltern-Kind-Beziehungen im Längsschnitt“ (99) für klinisch brauchbar fand, sind die folgenden (94): 1. Das Kind als Substitut für einen anderen Partner, sei es für eine Elternfigur, als Gatten-Substitut oder für eine Geschwisterfigur. 2. Das Kind als Substitut für einen Aspekt des eigenen (elterlichen) Selbst, und zwar als Abbild schlechthin, als Substitut des idealen Selbst oder der negativen Identität („Sündenbock“). Eingehende Krankengeschichten mit anschließender Diskussion des traumatischen Rollencharakters machen die Arbeit R.s zu einer überaus fruchtbaren Anregung weiterer Forschungsarbeit auf diesem Gebiet. Die uns interessierende pädagogische Bedeutsamkeit dieser Erkenntnisse liegt vornehmlich in dem Aufscheinen der Verantwortlichkeit des Erziehers zu eigener Integration, um das unbewußte „Gespräch“ mit dem zu Erziehenden entwicklungsfördernd und nicht pathogen werden zu lassen. Wieder einmal wird durch dieses Buch deutlich, wie für eine anthropologisch orientierte Pädagogik tiefenpsychologische Methodenlehre zu differenzierten Ergebnissen kommen läßt. Wieweit sich freilich für den Erzieher die psychoanalytische Theorie als brauchbar erweist, wird auch davon abhängen, ob die Psychoanalyse der hinter der Über-Ich- und Ich-Ideal-Bildung stehenden Realität des Geistigen und Ethischen (Freiheit!) im Menschen — vgl. das „Opfer“ des Andri (317 f.) — deutlicher ansichtig wird. — Bei einer Neuauflage würde eine begrenztere „a. a. O.-Praktik“ begrüßt. In dem Kapitel „Das Kind als umstrittener Bundesgenosse“ (273—304) könnte vielleicht näher auf den Grad der Unbewußtheit der kindlichen Rolle eingegangen werden.

F. Schlederer

4. Ethik. Gesellschaftslehre. Rechts- und Staatsphilosophie

Simon, René, Morale (Cours de Philosophie thomiste). 8^o (290 S.) Paris 1961, Beauchesne. 15.— NF. — Das Buch gibt eine gute Darstellung der thomistischen allgemeinen Ethik mit Berücksichtigung moderner, besonders französischer Autoren. Originell ist der Ausgang von der Analyse der Reue, in der sich das Wesen des Sittlichen kundtut. Gegen Lévy-Brühl verteidigt S. die Möglichkeit einer normativen, gegen Maritain die einer philosophischen Ethik. Der 1. Teil behandelt den

menschlichen Akt in seinem Sein und seiner psychologischen Bedingtheit. Besonders dieser Teil bringt über die üblichen Lehrstücke hinaus manches Neue; so kommen zur Sprache: Bedeutung und Gefahr der Gewohnheit (51 f.), die Psychoanalyse Freuds (53—59), die seelischen Störungen (63—65), die sozialen Bedingtheiten des menschlichen Handelns (68—72). Der 2. Teil ist den zentralen Fragen der allgemeinen Ethik gewidmet: sittlicher Wert, Endziel des Menschen, Sittengesetz, Gewissen usw. In der Frage nach dem Wesen des sittlichen Wertes steht die Auseinandersetzung mit modernen Autoren (v. Ehrenfels, A. Smith, Dürkheim, Polin, Sartre, Le Senne) im Vordergrund, die positive Darlegung des eigenen Standpunktes tritt demgegenüber zurück. Es wird zwar gesagt, der sittliche Wert müsse abhängig sein von der Fülle des Seins und vom Endziel des Menschen, aber dieses Endziel wird fast nur als die Seligkeit gesehen, darum auch Gott als objektives Endziel vorzüglich als das beseligende Gut; daher ist es nicht zu verwundern, daß eine letzte Klärung des Verhältnisses des Guten zum Endziel nicht gelingt. Auch die Erklärung des Sittengesetzes und seiner Verpflichtung befriedigt nicht ganz. Die Verpflichtung durch Gott wird ausschließlich als Verpflichtung durch den *freien* (nicht den hypothetisch notwendigen) Willen Gottes berücksichtigt und daher als unzureichend abgelehnt (209). Aber wird das Sittengesetz so nicht allzusehr zu einer unpersönlichen Norm anstatt zu einer persönlichen Bindung an Gott? Die Fragen der Situationsethik und der Veränderlichkeit des sittlichen Naturgesetzes kommen zur Sprache, aber zu kurz (184—187), als daß die Lösungen völlig befriedigen könnten. Der 3. Teil behandelt ganz im Anschluß an Thomas die Grundzüge der Tugendlehre.

J. de Vries

Schmölz, Franc. M., O. P., Das Naturgesetz und seine dynamische Kraft (Thomistische Studien, 8). gr. 8^o (XIV u. 180 S.) Freiburg (Schweiz) 1959, Paulusverlag. 13.—DM. — Wenn das Naturrecht und Naturgesetz heute weithin abgelehnt wird, so liegt nach Sch. der Grund dafür vor allem in seiner Statik und der damit verbundenen Sterilität: Es wird nicht deutlich, welche innere Kraft den Menschen zur Beobachtung des Sittengesetzes antreibt, wenn man es als reine Verstandesnorm auffaßt. Demgegenüber möchte Sch. zeigen, daß und woher ein thomistisch interpretiertes Naturgesetz (verstanden ganz allgemein als Sittengesetz, während das *Naturrecht* als ein Teilbereich die Beziehungen zum Mitmenschen betrifft) eine solche dynamische Kraft besitzt. Sch. macht vor allem die Ethik Kants für die statische Auffassung des Naturgesetzes in der Neuzeit verantwortlich. Durch seine Autonomieerklärung habe Kant nicht nur die subjektiven Strebekräfte im Menschen als Dynamik des sittlichen Aktes in Wegfall gebracht, sondern auch die verursachende Bewegung vonseiten Gottes ausgeschaltet. Sch. sieht in den modernen „*Naturrechtstheorien*“, die — im außerkatholischen Raum — fast ganz die „*Natur*“ im Sinne einer Wesenskonstanz aufgegeben haben, einen Gegenschlag gegen die Vernunftmoral Kants. Exemplarisch wird dies an Dilthey verdeutlicht, der die Menschennatur in ihrer dynamischen Ganzheit zur Grundlage der Ethik zu nehmen sucht, aber an die Stelle des Sittengesetzes nur ein unbestimmtes Ideal von relativem Wert zu setzen vermag. — Die ausführlichen Auseinandersetzungen mit den Systemen von Kant und Dilthey dienen zur Abgrenzung des Fragebereiches. In gemäßigerer Form findet Sch. auch unter den Autoren, die dem hl. Thomas folgen, zwei Richtungen, von denen im Naturgesetz die eine mehr das „*Gesetz*“, die andere mehr die „*Natur*“ betont. Die eine Interpretation stützt sich auf die Texte von Thomas, denen zufolge das Naturgesetz das Ergebnis eines Aktes der praktischen Vernunft ist, eine *propositio rationis*, eine Teilnahme am ewigen Gesetz. Dabei bleibt im dunkeln, welche Rolle die Neigungen und Strebungen für das Sittengesetz spielen. Verlegt man aber, ebenfalls auf Texte von Thomas gestützt, das Naturgesetz in die natürlichen Strebekräfte des Menschen, so rückt es in die Nähe einer entelechialen Form, die sich auf Grund eines Naturdranges entfaltet. Das *sittlich* Gute hebt sich nicht mehr deutlich genug vom *ontologisch* Guten ab. Bedarf doch der Impuls der Natur selbst erst noch der Norm, durch die er sittlich gut genannt werden kann. Sch. weist nach, daß nach Thomas das *constitutivum formale* des eigentlichen Naturgesetzes nicht die *inclinatio naturalis*, auch nicht das natürliche Licht der Vernunft, sondern die Anordnung der praktischen Vernunft ist. Die onto-

logischen Gegebenheiten der menschlichen Natur mit ihren Neigungen sind nur Voraussetzung und Fundament des Naturgesetzes. Die Rolle der praktischen Vernunft beschränkt sich aber nicht auf das bloße Erkennen des Guten und Schlechten, sondern sie ordnet aktiv den Menschen auf das richtige Handeln hin. Dieses dynamische Element, das im ersten Gebot der praktischen Vernunft ausgesprochen ist: Das Gute ist zu tun, das Böse zu meiden, kommt dadurch zustande, daß in dieses Gebot die vorausgehenden Bewegungskräfte mit einfließen: Das dem Menschen vorgesteckte Ziel als Finalursache, wie es von der praktischen Vernunft als Teilnahme am göttlichen Licht immer im Auge behalten wird, und der Wille als geistige Kraft, der die niederen Stufen der Strebekräfte in sich aufnimmt. So spielen beim sittlichen Akt Verstand und Wille zusammen, der Verstand aber ist die Formursache des sittlichen Aktes als solchen. — Die Dissertation ist sauber gearbeitet und in dem, was sie positiv sagt, wohl richtig. Am wenigsten vermag der Gedanke von der „Statik“ der Gesetzesauffassung Kants zu überzeugen. Geht das Gesetz bei Kant doch gerade vom Vernunftwillen aus, der ihm auch die eigentlich sittliche Dynamik verleiht. Diese Dynamik der voluntas ut ratio kommt im systematischen Teil bei Sch. dann wenig zur Geltung. So wird auch nicht genügend deutlich, wie man sich die Teilnahme am ewigen Gesetz denken soll. Man mag dann auch fragen, ob Sch. nicht gelegentlich die rein formale Seite des Sittengesetzes überbetont, wo er sich mit den scholastischen Autoren auseinandersetzt, die die natura rationalis zur Norm des Sittengesetzes machen. Meinen die meisten nicht — wenn auch manchmal unzureichend und schief ausgedrückt — im Grunde dasselbe unter anderer Rücksicht, indem sie nämlich die inhaltliche Bestimmung des Guten, das die praktische Vernunft zu tun vorschreibt, schon in die Definition des Naturgesetzes hineinnehmen? Läßt sich das sittlich *Gute* anders definieren als in Beziehung auf die natura rationalis ut talis, so sehr es zum *sittlich* Guten erst durch den Urteilsspruch der praktischen Vernunft wird? Schließlich bliebe noch zu fragen, ob es tatsächlich der vermeintliche Mangel *dieser* Dynamik ist, die Sch. aufzeigt, was die modernen Ethiker von der Annahme des Naturgesetzes abhält, und nicht vielmehr die inhaltliche Seite, nämlich die Frage nach der unwandelbaren Menschennatur. Vielleicht ließe sich aber von dem von Sch. aufgezeigten Ansatz her leichter eine Unterscheidung treffen zwischen dem, was tatsächlich als unwandelbare Natur sich durch alle ihre historischen Verwirklichungen durchhält, und andern nur zeitbedingten Forderungen des Naturgesetzes. — Durch ein Mißverständnis ist die Besprechung dieses Buches leider verzögert worden. Es darf aber nicht unberücksichtigt bleiben. W. K e r b e r

Shellens, Max W., Das sittliche Verhalten zum Mitmenschen im Anschluß an Aristoteles. 8^o (220 S.) Hamburg 1958, Meiner. 15.— DM. — Der Verf. dieser Schrift ist der aus der Marburger Schule entstammende Rechtsphilosoph Max Salomon, dem wir eine Grundlegung zur Rechtsphilosophie (Berlin 1925) verdanken. Er hat nach der Verunstaltung seines Namens durch die Nationalsozialisten den Namen seiner Frau angenommen. Die Arbeit ergänzt eine frühere Veröffentlichung des Verf. über den Begriff der Gerechtigkeit bei Aristoteles, Leiden 1937. In beiden Büchern sollen die Gedanken des Aristoteles tiefer herausgearbeitet und damit für Fragen unseres eigenen menschlichen Verhaltens Einsichten gewonnen werden. Das Ziel ist dabei nicht ein literarkritisches oder rein rechtshistorisches, obgleich die Ausführungen sich eng an die Nikomachische Ethik (unter Verweis auf die beiden anderen Ethiken) anschließen und streckenweise als ergänzender Kommentar dazu benutzt werden können. Durch die Aussagen des Aristoteles hindurch soll vielmehr die Problematik der einschlägigen Gedankengänge selbst ganz unmittelbar angegangen werden. Die Fragen der Rechtsphilosophie, die in der erwähnten Schrift schon ausführlich behandelt sind, finden hier geringere Beachtung; in dieser Arbeit wird vor allem die Frage nach den außerrechtlichen Beziehungen zum Mitmenschen gestellt. — Im 1. Teil wird besonders betont, wie die Behandlung des Verhaltens zum andern unter der Rücksicht der *Tugend* methodisch zu einer Beschränkung des Blickfeldes auf den „einen“ führt, dergegenüber der „andere“ in seinem Eigensein als Gegenstand der Betrachtung vernachlässigt wird. Dadurch erhalte die Tugendlehre eine gewisse Einseitigkeit, selbst für die Umgangstugenden. — Anders wird dies, wenn man die mitmenschlichen Beziehungen selbst zum Gegenstand der Be-

trachtung nimmt, wie es Aristoteles in den Kapiteln über die *φιλία* tut (was Sh. mit „Freundschaft“ übersetzt, nicht ohne vor dem schwärmerischen Klang dieses Wortes zu warnen). Die Analyse der verschiedenen Arten der „Freundschaft“ stellt den Hauptgegenstand des Buches dar. Diese Arten reichen von der „vollkommenen Freundschaft“, bei der der Weg zum andern über die Objektivität des Wertes geht, den zwei Menschen als „Gute“ anerkennen, über die Verbindung zum andern Menschen durch die einfache Daseinsfreude, die zu einer ganz primitiv-natürlichen Verbundenheit führt, bis zur Bindung durch Nutzen und „Behagen“ (*ἡδονή*). Sh. lehnt es dabei entschieden ab, in dieser Stufung eine moralische Wertung der verschiedenen Formen der „Freundschaft“ zu erblicken. Allen Arten der *φιλία* ist nach Sh. nur das eine gemeinsam, daß „menschliches Verhalten subjektiv sinnhaft auf das Verhalten anderer Menschen bezogen ist“. Aber nicht nur diese Definition Max Webers für Gemeinschaftshandeln, auch die Unterscheidung von Tönnies zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft glaubt Sh. bei Aristoteles schon vorgebildet zu finden. — Im 3. Teil werden die über die verschiedenen Formen der „Freundschaft“ gewonnenen Erkenntnisse angewandt und ausgeweitet auf Fälle von Verbindungen zwischen Ungleichen. Eine Abgrenzung zwischen Recht und „Freundschaft“ beschließt die Untersuchung. — Selbst wenn vielleicht nicht alle Einzelanalysen restlos überzeugen, vermag Sh. jedenfalls deutlich zu machen, wie aktuell der methodische Ansatz des Aristoteles auch für die moderne Gesellschaftswissenschaft gerade in der Art seiner Fragestellung sein kann. Dem von der christlichen Philosophie herkommenden Leser fällt auf, daß sich die christliche Liebe in keinem der angegebenen Schemata des sittlichen Verhaltens zum Mitmenschen unterbringen läßt. Während die *φιλία* in ihrer vollkommenen Form nach Aristoteles grundsätzlich nur zwischen wenigen „Guten“ möglich ist, die sich von Werten angerufen wissen, ist offenbar durch die Menschwerdung Gottes eine neue Möglichkeit zwischenmenschlicher Beziehungen erschlossen worden, in der der Anruf des persönlich liebenden Gottes die Menschen zur Gemeinschaft der Erlösten liebend zusammenführt. W. Kerber

Staatslexikon — Recht, Wirtschaft, Gesellschaft. Hrsg. von der Görres-Gesellschaft. 6., völlig neu bearbeitete Auflage. VII. Band: *Schwurgericht bis Venezuela*. Lex. 8^o (VIII S. u. 1214 Sp.) Freiburg i. Br. 1962, Herder. 88.— DM, Hldr. 98.— DM — VIII. Band: *Verbände bis Zypern und Nachträge*. Register. Lex. 8^o (VIII S., 1138 Sp. und 62 S. Register) ebd. 1963. — Die beiden den Abschluß bildenden Bände halten vollauf die Höhe der früheren hier besprochenen (vgl. Schol 33 [1958] 113 f.; 34 [1959] 89 f. 479 f.; 35 [1960] 151 f.; 38 [1963] 103 f.). — In Band VII bilden die *Sozial*-Artikel die gewichtigste Gruppe; den Art. „Soziologie“ einbegriffen füllen sie 259 von insgesamt 1214 Spalten, wobei zu beachten ist, daß katholische und evangelische Soziallehre in eigenen Beiträgen früherer Bände unter den Buchstaben E bzw. K behandelt sind. Die Themen Sozialismus und Sozialdemokratie sind in nicht ganz einleuchtender Weise auf eine Mehrzahl von Beiträgen aufgeteilt, die verschiedenen Verfassern übertragen wurden; um so klarer treten die derzeit bestehenden Meinungsverschiedenheiten hervor. So schreibt z. B. *Gerh. Stavenhagen*, jeder Sozialismus sei seinem Wesen nach diesseitig ausgerichtet (314 oben), und *G. E. Kafka* spricht von einer im Godesberger Grundsatzprogramm der SPD „express bekannteklektisch-agnostischen Ethik“ und schreibt der Sozialdemokratie „immanentistische Eschatologie“ und „eudaimonistische Sozialethik“ zu (210); die Enzyklika „*Mater et Magistra*“ habe das Urteil Pius' XI. über den gemäßigten demokratischen Sozialismus „ausdrücklich rekapituliert“ (in Ziff. 34) und an anderen Stellen (in Ziff. 207—211, 215—217, 245—247), ohne ihn eigens zu nennen, „unterstrichen“. Ganz anders *Höffner*, der darauf hinweist, nach einer von Cardinal Bourne schon 1931 abgegebenen Erklärung, der Rom nicht widersprochen habe, sei der Labour-Sozialismus von der Verurteilung durch die Enzyklika „*Quadragesimo anno*“ nicht betroffen; *Höffner* fordert, „bei aller Betonung der nach wie vor bestehenden Differenzen“ solle man den „inneren Wandlungsprozeß (im Sozialismus) redlich anerkennen“. Anders als Kafka stellt er fest und findet es geradezu „bezeichnend“, daß „*Mater et Magistra*“ „weder den Neo-Liberalismus noch den Neo-Sozialismus ausdrücklich erwähnt und ablehnt, vielleicht in der Absicht, die Be-

wegung, in die beide Richtungen ohne Zweifel geraten sind, nicht zu hemmen“ (322 oben). — Die von *Gust. Gundlach* beigesteuerten Art. „Solidaritätsprinzip“ und „Sozialphilosophie“ zeugen in ihrer Art von der Meisterschaft ihres Verfassers, erschließen allerdings ihr Verständnis voll nur demjenigen, der mit dem Stand der Kontroverse hinreichend vertraut ist, um zu erkennen, wohin die Anspielungen zielen; sein weiterer Beitrag „Stand, sozialphilosophisch“ holt das nach, was im Beitrag „Klasse“ (Band IV; siehe die Besprechung in Schol 35 [1960] 151) versäumt wurde. — Die verschiedenen Beiträge zum Thema „Staat“ ringen mehr oder weniger alle mit der Frage, wo wir denn heute *den* Staat, *die* ‚societas perfecta‘ unserer traditionellen Soziallehre antreffen; an keiner Stelle jedoch ist die Frage in aller Schärfe gestellt, offenbar, weil die Antwort darauf noch nicht gefunden ist. Selbstverständlich zeigen sich auch in der Auffassung vom Staat und seinem Verhältnis zur „Gesellschaft“ unterschiedliche Auffassungen. Im Art. „Ständestaat“ (*Jos. H. Kaiser*) wird auch die Berufsständische Ordnung kurz erwähnt, leider ohne sie deutlich von allen ständestaatlichen Ideen abzusetzen.

In Band VIII drängen sich die Wirtschafts-Artikel zusammen, allein zum Stichwort „Wirtschaft“ nebst Zusammensetzungen 155 Spalten und zu anderen Stichworten wirtschaftstheoretischer oder wirtschaftspolitischer Natur weitere rund 100 Spalten, zusammen mehr als 250 von insgesamt 1138 Spalten. Alle diese das Wirtschaftsleben behandelnden Beiträge sind von qualifizierten Fachleuten beigesteuert und würden jedem wirtschaftswissenschaftlichen Nachschlagewerk zur Zierde gereichen. Das, was man im Staatslexikon der Görres-Gesellschaft vornehmlich suchen möchte und zu finden hofft, kommt allerdings etwas zu kurz. Ein grundsätzlicher Beitrag, was denn die Wirtschaft überhaupt im menschlichen Leben und für das menschliche Leben bedeutet, etwa unter dem Stichwort „Wirtschaftsphilosophie“ fehlt mit der unglücklichen Folge, daß der Beitrag „Wirtschaftsethik“ ein wenig in der Luft hängt. So konnte es auch geschehen, daß zu Beginn des Beitrags „Wirtschaft“ eine (wenn auch nur andeutende) *materiale* Begriffsbestimmung der Wirtschaft gegeben wird, dagegen zu Beginn des Beitrags „Wirtschaftswissenschaften“ eine *formale*, obwohl alle in diesem Beitrag aufgeführten Disziplinen es mit der Wirtschaft im Sinne der *materialen* Begriffsbestimmung zu tun haben. Da der Werturteilsstreit von den Wirtschaftswissenschaften ausgegangen ist, sei hier auf die Behandlung des Wertproblems eingegangen. Ihm ist ein dreiteiliger Beitrag gewidmet, der sich gliedert in: I. „Wert und Sein“ (*Max Müller, Al. Halder*), II. „Wert und Nutzen“ (*J. Heinz Müller*), III. „Wert und Urteil“ (*Gerh. Stavenhagen, Ulr. Hommes*). Die philosophischen Teile I und III wahren sorgfältig begründend und ebenso sorgfältig abwägend alles, was notwendiger Gehalt einer Philosophie ist, die Sein und Wert nicht auseinanderreißen läßt, für die vielmehr das Sein selbst werthaft ist (*ens est unum, verum, bonum*); der dazwischen eingebettete wirtschaftswissenschaftliche Teil II vermeidet glücklich alle hier drohenden Klippen (dafür hat er das Mißgeschick, den *bl. Thomas* für die von den Nominalisten eingeführte Lehre von ‚labor et expensae‘ verantwortlich zu machen, ein Irrtum, den, seitdem er einmal ins Schrifttum eingedrungen ist, trotz der Richtigstellung durch *Höffner* und andere immer noch ein Autor vom anderen übernimmt). — Leider kommt der an sich ausgezeichnete Beitrag „Wirtschaftspolitik“ (*W. A. Jöhr*) unnötigerweise auf die Werturteilsfrage zurück mit der nicht weiter begründeten Behauptung, „die Anerkennung eines Wertes bedeute(t), unabhängig davon, ob man sich dessen bewußt ist, einen Akt des Glaubens“ (802), beruhigt sich allerdings dabei, daß „unter den Nationalökonomern der westlichen Welt effektiv eine weitgehende Übereinstimmung in den Zielen besteht“ (ebd.). — Unnötige Wiederholungen haben sich auch sonst gelegentlich eingeschlichen. So behandelt der Beitrag über die VEB („Volkseigene Betriebe“) in Sp. 330/1 eingehend das deren Verkehr untereinander regelnde sog. „Vertragssystem“, dem an früherer Stelle bereits ein eigener Beitrag gewidmet ist (220 ff.). Ähnlich ist die Ethik der Werbung sowohl im Beitrag „Werbung“ als auch im Beitrag „Wirtschaftsethik“ behandelt. — Sehr wertvoll sind die Gruppen von Beiträgen zu den beiden Themen „Verfassung“ und vielleicht in noch höherem Grade „Verwaltung“. — Im Beitrag „Volkssouveränität“ vermißt man Darstellung und Wertung der Lehre der großen scholastischen Autoren zu diesem Gegenstand; das Fehlende findet sich

jedoch zum guten Teil nachgeholt im Beitrag „Widerstandsrecht“ (R. Angermeier, H. Weinkauff). — Von den spezifisch philosophischen Beiträgen (außer zum Wertproblem) erscheinen „Wissenssoziologie“ (W. Stark) und „Zeitkritik“ (A. Baruzzi, Max Müller, A. Halder) besonders wertvoll. — Von den Länder-Artikeln seien besonders „Sudetenfrage“ und „Südtirol“ hervorgehoben, in denen die hochbrisanten politischen Fragen mit behutsamem Takt behandelt sind. — Wirklich unzureichend ist der im Art. „Vereinigte Staaten“ gebotene Überblick über deren Geschichte. Um die Politik der U. S. A., namentlich ihr Eingreifen in die große Weltpolitik, richtig zu verstehen, müßte man doch einigermaßen damit vertraut sein, wie die U. S. A. aus ihrem Werdegang heraus sich selbst und von diesem ihrem Selbstverständnis her die übrige Welt verstehen. — Ein ausgezeichnete Einfall war es, am Ende von Bd. VIII (Sp. 1019—1138) als „Nachträge“ die 21 neuen Staaten Afrikas vorzustellen; damit bietet das Staatslexikon seinen Benutzern etwas, das sie in dieser Aktualität in anderen Nachschlagewerken derzeit nicht finden werden. — Dankenswert ist das ausführliche, 62 eng bedruckte Seiten füllende Register. Dagegen vermißt man schmerzlich ein Verzeichnis der Mitarbeiter mit den üblichen Angaben zur Person; manche dieser Namen kommen im Register vor, jedoch ohne Angabe der von diesen Verfassern beigegebenen Beiträge. — Keine Schriftleitung kann zuwege bringen, daß alle Beiträge eines Sammel- oder Nachschlagewerks auf gleicher Höhe stehen. Erreichen ließe sich jedoch, daß die Beiträge im großen und ganzen ein einheitliches Niveau der Leser anpeilen. Einige Beiträge dieser beiden Bände verstehen es meisterhaft, dem Nichtfachmann das Verständnis auch schwieriger Dinge zu erschließen (ein Muster dafür ist der allerdings nur die wirtschaftswissenschaftliche Seite des Gegenstands behandelnde Beitrag „Zins“ aus der Feder von Fr. A. Lutz); andere Beiträge (so z. B. „Statistik“ und „Trend“, beide von E. Streißler) sind treffliche Kompendien zur Examensvorbereitung, für den Aufschluß suchenden Nichtfachmann dagegen unverständlich. Desgleichen verwenden manche Mitarbeiter große Sorgfalt auf einfachen und doch genauen sprachlichen Ausdruck, während andere jedes Bemühen darum vermissen lassen und so dem Leser das Verständnis unnötig schwermachen. Man möchte wünschen, daß die Schriftleitung in solchen Fällen viel energischer durchgriffe. Allerdings, wenn man weiß, wieviel Rücksicht die Schriftleitung eines solchen Werkes auf schwierige Mitarbeiter zu nehmen genötigt ist, wird man sich eingestehen, daß dieser Wunsch im großen und ganzen ein „frommer Wunsch“ bleiben wird. Nichtsdestoweniger darf daran erinnert werden, daß auch der wißbegierige und lernbeflissene Benutzer eines solchen Werkes ein gewisses Maß von Rücksicht verdient. — Nachdem nunmehr die 6. Auflage des Staatslexikons abgeschlossen vorliegt, drängt sich der Vergleich mit den früheren, insbesondere mit ihrer unmittelbaren Vorgängerin (5. Aufl., 5 Bände, 1926—1932), geradezu auf. Die im Untertitel „Recht — Wirtschaft — Gesellschaft“ angedeutete Erweiterung des Stoffgebiets ist uneingeschränkt zu begrüßen. Ob es rätlich war, den ausgeprägten Charakter eines Nachschlagewerks, in dem man sich über die katholische Auffassung zu Fragen des öffentlichen Lebens unterrichten konnte, abzustreifen, darüber werden die Meinungen wohl geteilt bleiben. Daß über Evangelische Kirche und Ökumene und deren Einrichtungen und die auf dieser Seite bestehenden Anschauungen durch Verfasser evangelischen Bekenntnisses und damit aus erster Hand berichtet wird, ist selbstverständlich zu begrüßen. Die große Zahl der ihrer Natur nach keinen spezifisch weltanschaulichen oder ethischen Gehalt aufweisenden, rein informatorischen Beiträge ist eine an sich wertvolle Bereicherung; allerdings wird man zweifeln dürfen, ob ein Bedürfnis bestand, das Staatslexikon in dieser Weise zu einer Art zweitem „Handwörterbuch der Sozialwissenschaften“ auszubauen; wie dem auch sei, diese Beiträge brauchen den Vergleich mit denjenigen des „Handwörterbuchs“ bestimmt nicht zu scheuen. Einzig und allein der Umstand, daß ein nicht ganz unbedeutlicher Teil der Beiträge ihren Gegenstand mehr oder weniger betont *wertneutral* behandelt und auf philosophische (weltanschauliche) Vertiefung verzichtet, wobei man sich gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren kann, dies geschehe, um eben „wissenschaftlich“ zu bleiben und sich nicht dem Vorwurf weltanschaulicher Gebundenheit auszusetzen, dämpft ein wenig die Freude über die glückliche Vollendung dieses unstreitig *höchst achtungsgebietenden* Werkes.

O. v. Nell-Breuning S. J.